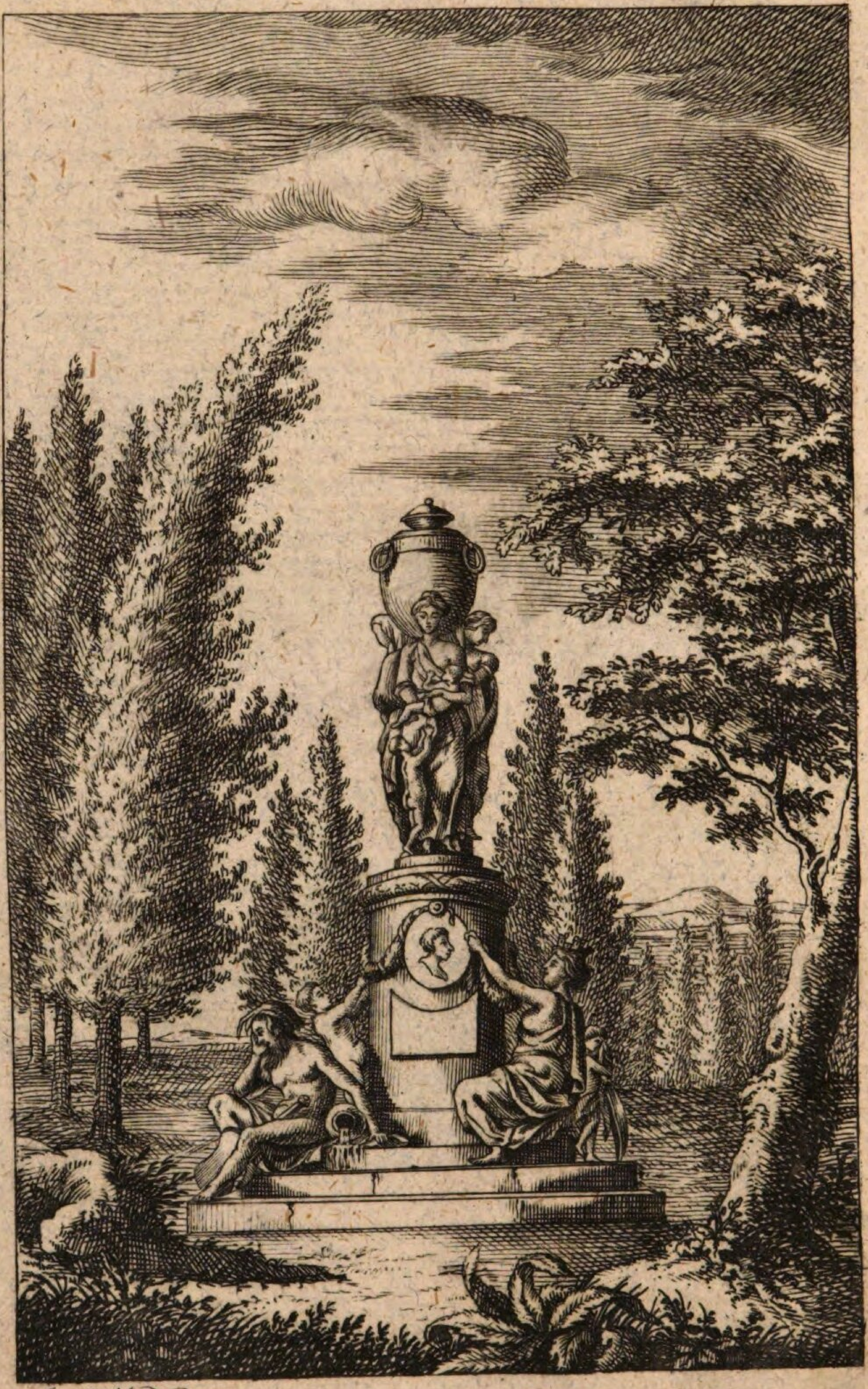
P.o.germ.
292

~~Bh. Ost. deutsche. pag. 148.~~
P. O. germ. 292

B. L. 3070. a.
0
<36610503720011
S
<36610503720011
Bayer. Staatsbibliothek



F. Gebhard.

Karls von Eckartshausen
churfürstlichen Hofraths und geheimen Haus-Archivars

Gefühle im Tempel der Natur.

Ein Nachlaß des Verblichenen.

München
bey Joseph Lentner.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gefühle

bey

der Urne der durchlauchtigsten Fürstinn

Henriette, Christine, Caroline, Louise,

Landgräfinn zu Hessen,

Fürstinn zu Hersfeld, Gräfinn zu Katzenellenbogen, Dietz, Ziegenhein, Nidda, Schaumburg, Isenburg, Büdingen ꝛc. ꝛc. gebohrne Pfalzgräfinn bey Rhein, Herzoginn in Baiern, Gräfinn zu Veldenz, Sponheim und Rapoltstein ꝛc.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Senke dich herab von deiner himmlischen Wohnung,
Ernste Betrachtung, du Schwester der Weisheit!
Und hier bey dieser einsamen Grabstätte
Erleuchte mein Herz mit frommen Gefühlen.
Vergönne mir dein heiliges Licht, und öfne das Aug
Meiner schmachtenden Seele.
Schärfe den Blick, daß er dringe —
Tief dringe durch den Grabhügel.
Hier, wo heilige Stille
Den Sabbath der Ewigkeit feiert,
Wo das Kleid der Sterblichkeit modert,

Das einst eine Edle umgab,
Die in der Hülle einer Sterblichen
Den Pfad des Lebens wandelte.
Sanfter Mond,
Du Vertrauter der Weisheit!
Du hast in allen entfernten Jahrhunderten
Den Frommen geleuchtet,
Und mit deinen reinigenden Stralen
Das Aug der Betrachtung aufgeklärt.
Wie still gleitest du nicht über meinen Scheitel,
Als fürchtetest du dich,
Meine arbeitende Seele zu stören.
Dein Licht verbreitest du sanft über die Urne,
Die Friderich, der Einzige,
Der Verklärten setzte.
Männlich und groß war der Charakter der Ruhenden;
Sie verband Güte des Herzens
Mit Muth und Geist,
Und Entschlossenheit und Heroism
Waren die Charakterzüge ihrer Seele.
Durchdringend war ihr Verstand, und schnell umfassend.
Ausgebreitete Kenntniße zierten ihren Geist,
Und wohlgeordnete Lektüre ihre Seele;
Sie war gutthätig, und kannte den Werth
Der leidenden Menschheit.
Ihre Wohlthaten gleichen den Geschenken des Frühlings,

Dessen

Dessen schöpferisches Daseyn
Mit Wonne jede Gegend umgiebt,
Die seine Schritte durchwandeln.
Die dürre Staude kleidet er mit jungem Laub,
Mit Blumen die Wiesen.
Sein erwärmender Hauch
Thauet die Kälte vom Berg, und zerschmelzet die Ketten,
Die die Bäche fesselten mit Eis; und so giebt er der Sonne,
Die Spiegel der Natur, die Quellen und Bäche zurück.
Wie eine wohlthätige Gottheit,
Wandelte die Gerechte,
Die hier unter diesem Grabhügel schlummert,
Durch die Thale des Lebens.
Gute Thaten folgen ihr nach
Ins Gefilde der Ewigkeit.
Da legte sie das Kleid der Sterblichkeit ab,
Und, harrend auf die Güte der Gottheit,
Voll stiller Erwartung,
Stieg sie unerschrocken hinab
In die Krüfte des Todes.
Stille Einsamkeit!
Lehre mich hier den Werth des Lebens kennen!
Hier ruht sie, die Rosenknospe,
Bewacht von schützenden Engeln.

Frey von den Stürmen des Lebens
Entfaltet sie sich zur Blume
Für den Garten der Ewigkeit.
In ihr spiegelt sich nun die Gottheit,
In ihr spiegelt sich nun des Ewigen Bild,
Und erkennt sein Wesen, das sein Ebenbild war.
O was wähn' ich hier! welches Gefühl! welche Ahndung!
Hier, wo die Welt nichts sieht, sieht mein Geist alles;
Hier, wo der Furchtsame zurück scheuht,
Und zittert bey dem Worte, Verwesung,
Hier fühl ich erst, daß ich lebe,
Und daß es für die Seele keinen Tod giebt.
Hier wird mir klein, was die Welt groß nennt,
Und groß, was sie verachtet.
Entwicklung höherer Kräfte ist ja nicht Tod.
Die zerbrechliche Hütte zerfällt,
Die wir theuer genug verzinsten,
Und die Tochter des Himmels
Schwingt sich zu den Wohnungen der Seligkeit auf,
Die für sie bestimmt sind.
Ehrwürdig ist noch der Staub, den sie bewohnte;
Denn der Staub umschloß sie, die Unsterbliche,
Und wurde durch Thaten geheiligt,
Durch schöne Thaten des Lebens.
Auch du Staub bist nun schon edler

Auf

Auf der Stuffe der Fortschreitung.
Auf dich wartet Verklärung am großen Tag der Wiedervergeltung.
Einsweilen bist du hier bewacht von den Wächtern der Sterblichen.
Selbst die Lilie darf sich nicht mit dir kleiden;
Heilig bist du, bewahrt zur hochzeitlichen Kleidung.
Nur einem Engel, wenn er sich von den ewigen Gewölken
Des Universums herabläßt,
Ist es erlaubt, diesen Staub zu entlehnen,
Wenn er sich sichtbar unsern gröbern Organen darstellt,
Als ein Verkündiger der Wahrheit der Ewigkeit.
Doch still! — die Winde wehen,
Das Laub der Bäume bewegt sich über dem Grab:
Welches Gefühl! —
Seyd mir gesegnet, ihr kostbaren Augenblicke
Der mitternächtlichen Stunde!
Ihr ruft mich zur Lehrschule.
Hier, an der Pforte der Ewigkeit
Lehrt die Verwesung Wahrheit und Tugend.
Allmächtige Gottheit!
Laß mich meine Knie tief vor dir beugen,
Du wirktest das Gute in der Verklärten.
Die Gottheit bestimmte dich, Selige! zum Thron,
Und der Schimmer des Throns verblendete nie dein Aug,

Und die Fesseln der Pracht lasteten nie deinen frey-
gebohrnen Geist.
Vergebens suchte die irdische Hoheit deine Gunst,
Vergebens lächelte sie dir zu, sie, die Verrätherin,
Die Könige in Fesseln schließt,
Und mit Sklaverey ihre Lüsternheit straft.
Mit gelassener Enthaltsamkeit
Berührtest du nur leicht mit unschuldigen Lippen
Den Becher menschlicher Freuden.
Deine Seele dürstete nach reineren Quellen,
Nach Quellen, die die Erde nicht giebt.
Deine Tugend besiegte die Leidenschaften der Größe,
Die heimtückisch sich um die Thronen lagern,
Die Könige zu Bettlern machen,
Die Almosen irdischer Freude von den Betrügerinnen
erbetteln.

Gebohren zur Ewigkeit,
Wandeltest du einer Reisenden gleich,
Voll eifersüchtiger Sorge für deine Würden
Durch die Wanderschaft dieses Lebens.
Die Erfüllung der heiligsten Pflichten
War Wonne für dein fühlendes Herz,
Gattin und Mutter zu seyn,
Deine Kinder zu Menschen zu bilden.
Von diesem Gedanken durchdrungen,
Erhobst du neu erwachend dein Aug mit jedem Tage

Und

Und erblicktest in jedem Geschöpf den Abdruck der Gottheit.
Du zähltest weislich deine Stunden,
Und dein Herz ergab sich der Weisheit.
Das Aug deiner Seele las tief im Buch der Schöpfung,
Und du sahst nichts durch das täuschende Glas irdischer Wünsche.
Für Sphären höherer Art bildetest du deine Kinder
Zu Fürstenkindern und Menschen,
Und drücktest das Siegel grosser Empfindungen
Früh in ihr fühlendes Herz.
Standhaft und harrend warst du in allem,
Was deine grosse Seele entwarf.
Thätige Willenskraft war deine Güte,
Nicht blose Impulsion;
Mit Weisheit verbunden
War jedes deiner Unternehmen,
Und zog dir Bewunderung und Achtung zu.
Dank dir, Unsterbliche!
Seligkeit ist dein Lohn im Gefilde der Ewigkeit.
Hier, wo du ruhest, ist ein Tempel
Gebaut dem Ewigen.
Heilig ist diese Stätte, eingeweiht mit Thränen des Gefühls,
Geheiligt durch Thränen der Dankbarkeit.

Hier

Hier steht das Grabmal einer Verklärten.
Schaudre zurück mit heiliger Ehrfurcht, Sterblicher!
Wer ist im Stande mit den Augen des Fleisches
Den Geist des Ewigen zu besehen,
Der die Grabstätte des Frommen umschwebt?
Wer malt das Licht und den Glanz der Stralen
Des Lebensendes des Gerechten?
Nur Engel können es malen,
Die die Gemälde der Ewigkeit kennen,
Ein Sterblicher nicht!

Seligkeit der Tugend.

Laura war schön; blühend war sie
Wie eine entfaltete Rose, an dessen purpurnen Blättern
Sich die Sonne im Morgenthau spiegelt.
Majestätisch wallte ihr nußbraunes Haar
Den weißen Nacken herunter.
Gratien ordneten ihren schlanken Wuchs, und der Ton ihrer Stimme
War Melodie der Natur.
Freudig hüpfte sie, wie ein munteres Reh,
Im schattigten Thale, wo ambrosische Gerüche
Von Kräutern düfteten.
Balsamischen Wohlgeruch von Frühlingsblumen
Trugen gaukelnde Westwinde mit leichten Flügeln
Der aufgehenden Sonne entgegen,
Zum Geschenke des erwachenden Morgens.
Schon siebzehn wiedergekommene Mayen
Feyerte Laura im Rosenmond,
Denn siebzehnmal blühte die hohe Linde
An der Hütte von Laurens Aeltern,
Seitdem die Gottheit dieses Geschenk der Liebe
Den Redlichen gab.
Die Sonne gieng auf, und feyerlich rauchten

Die

Die Berge in der herumliegenden Gegend ;
So wie einst auf Abels Altar
Das Dankopfer rauchte.
Mit dankvollem Herzen heftete Laura
Ihr seelenvolles Aug zum Himmel.
Wonne schlich in ihr unschuldiges Herz. —
Die blühende Wiese, und das lachende Kornfeld,
Mit friedvollen ländlichen Hütten vermischt,
Entzückte ihren erstaunenden Blick.
Ganz fühlte sie die Herrlichkeit des Frühlingsmorgens :
Mit heiligem Entzücken stund sie da, sprachlos und staunend.
Tausend zärtliche Thränen machten ihrem Gefühle Luft.
Mit empor gehobenen Händen betete sie,
Die Unschuldige, so zum Himmel :
„ Dank Dir ! — Dir Geber meines Lebens ! —
„ Dank Dir für das Wonnegefühl dieses Morgens ! —
„ Schön ist deine Welt, die Du erschaffen :
„ Aber noch schöner das menschliche Antlitz,
„ Wenn noch kein Laster seine Züge entheiligt hat,
„ Und wenn noch Friede und Tugend sich darinn spiegeln.
„ In ihrem Lenze, in ihrem jugendlichen Schmuck
„ Ist itzt noch die lachende Natur :
„ Und auch ich, bestimmt, einst auf den Wegen der Tugend
„ Zu Dir, Unsterblicher ! zu kommen,

„ Auch

„ Auch ich bin noch im Frühlinge meiner Jahre.
„ Aber sie, die Zeit der Wonne,
„ Soll nicht in Tändeleyen vorübergleiten.
„ Ich will Früchte der Tugend tragen,
„ Und alsdenn, wenn der Winter meiner Jahre kömmt,
„ Sanft in die Grube sinken.
„ Die welkende Hülle soll die mütterliche Erde bedecken,
„ Wie bey des Winters verderbender Kälte
„ Sie die Wurzel des Baumes deckt,
„ Der im Frühlinge wieder zu neuen Blüthen erwachet".

So sprach Laura, und durch blaulichte Wolken
Sah ihr blaueres Aug zum Himmel auf. —
Da sie noch so stund, so ertönte im nahen Laube
Die Stimme des Schönsten der Jünglinge.
Artenor war es, — der Beste der Menschen.
Rechtschaffenheit stralte in seinem heitern Auge,
Und Bescheidenheit war auf seiner männlichen Stirne.
Längst liebte er Lauren: — gut und unschuldig liebte er sie,
So wie in Edens Gründen
Unsere ersten Aeltern sich liebten,
Ehe die Sünde die Erde schreckte.
Da stund er, der gute Jüngling.
Heilige Treue und Liebe schwur er dem Mädchen zu.

Nam-

Namlose Wonne strömte durch den Busen
Der Liebenden.
Schon wandelten sie Arm in Arm
Durch die blühenden Fluren,
Als Laurens Mutter sie belauschte.
Unter dem schützenden Schatten
Einer alten Linde
Bereitete die gute Mutter ein Frühstück.
Hänflinge und Maisen waren auf dem hohen Gipfel des Baumes,
Und stimmten ihre Kehlen zu ländlichen Konzerten.
Auch Laurens alter Vater kam herbey,
Gelehnt auf seinen Stab, und freute sich,
Daß Attenor sein Mädchen liebte.
„Du! so sprach er: Du Attenor, meines verstorbenen
„Freundes Sohn,
„Du, der Frömmste unter den Jünglingen dieser Gegend! —
„Stets fielen meine Wünsche auf Dich:
„Nimm meine Einwilligung, — und die Gottheit gebe
„Euch Segen und Glück"! —
Die Gottheit hörte das Geberh dieses Frommen,
Und Segen strömte vom Himmel herab,
Wie wohlthätiges Thau auf die Blumen strömt.
Selig lebten sie viele Jahre dahin;

End=

Endlich rufte die Stimme des Ewigen
Attenors Freundinn zu sich.
Sie starb, und ihre letzte Umarmung
Heiligte der Freundschaft Kuß. —
„ Ich sterbe nicht, Attenor! so sagte Laura:
„ Nur entkleidet sich meine Seele,
„ Um dich in den Gegenden ewiger Wonne
„ Mit neuen Reizen zu empfangen.
„ Näher werden wir uns dort in der Ewigkeit umschließen,
„ Wenn nichts mehr die Liebenden trennt,
„ Und gleichgestimmte Seelen nur Eins werden".
So sprach sie; und lächelnd schloß sie ihr Auge.
Todtenbläße überzog ihr Gesicht,
Und die Röthe ihrer Wangen wich wie die Röthe der Rose
Beym Dampfe des Schwefels.
Sie entschlief, und Attenor sammelte
Die Asche der Entseelten in eine marmorne Urne.
Die setzte er im Schatten dunkler Zipressen,
Und pflanzte hohe Pappelbäume umher,
Und schrieb in den Marmor

Diese Grabschrift:

Meine Gefährtinn war sie,
Und ist weggewandelt
Hin in eine seligere Gegend,
Wo Ruh' und Zufriedenheit thronen. —

Sie

Sie war im Frühling' ihrer Tage
Und ich begann meinen Morgen;
Da fand ich sie, — sie mich, und liebvolles Gefühl
Goß segnend des Lebens Wonne auf uns.
Früh, vereint mit Unschuld und Tugend,
Entflohn unsre Tage,
Sanft und schnell, wie die Baumblüthe im Frühling',
Ehe sie ein Sturmwind entblättert.
Doch ach! die Blüthe fiel ab — geschüttelt,
Durch die räuberischen Hände des Todes,
Ward mir die Rose geraubt, die ich pflegte.
Langsam sank sie dahin; an meinem fühlenden Busen
Welkte sie, die Gute! zur Verwesung hin.
Ruhe sanft, Beste der Sterblichen! nie schlug ein edleres Herz
Im Busen des Weibes. —
Ruhe selig — sanft beleuchte der Mond deine Asche,
Täglich durch Aktenors Thränen geheiligt!

Gefüh-

Gefühle der Schwermuth
bey der Leiche einer geliebten Gattinn.

Nächtliche Stille herrscht in dieser öden Gegend,
Wie die Stille der einsamen Stunden der Mitternacht.
Traurig verbreitet die Todtenlampe ihren düstern Schein
In diesem dunkeln Gewölbe.
Kalter Schauder strömt durch jedes meiner Glieder:
Meine Schritte wanken, und gräßliche Furcht
Bemächtigt sich meines Herzens.
Doch warum zittert mein Fuß auf dem Pfade,
Wo er gleitet?
Warum träufelt der Schweiß von meiner Stirne?
Bin ich denn nicht hier — hier wo das Ende alles Elendes ist? —
Fort mit euch, ihr Schreckenbilder! —
Tirannen schuffen euch. — Freundlich lächelt der Tod,
Nicht gräßlich für den, der längst schon seine Freundschaft suchte.
Komm, reiche mir deine Hand, letzter Gefährte des Sterblichen! —
Und nimm von mir den Dank des Leidenden,
Den du mit Güte aus dem Kerker dieses Lebens führtest.
Dein Blick scheint mir schon holder zu seyn,

Schon sanfter dein Aug. —
Warum sollte ich denn vor dir zittern?
Bist du nicht der Menschenfreund?
Wer, als du, bringt die Tugend zu ihrer Belohnung?
Wer, als du, vereinigt uns mit unsern Freunden?
Wer, als du, führt den Menschen zu seiner Bestimmung? —
Ja, gleich seinem Bruder, dem holden Schlaf,
Bringt der Tod den mit Jammer beladenen Sterblichen
In die Arme der Ruhe.
Den kalten Lippen des Sterbenden.
Entzieht er sanft den erschöpften Kelch des menschlichen Leidens.
Doch — was zeigt sich hier meinem Auge? —
Elmire! — Gehüllt im Todtenkleide! — —
Elmire — bist du es? — Du Geliebteste der Sterblichen!
Wie! — Die bist du! — Diesen unfühlbaren Körper
Bewohnte einst die zärtlichste der Seelen.
Wer hat die Rosen von deinen Wangen gepflückt?
Wer mit Eis deine heißen Lippen gefesselt? —
Dein seelenvolles Aug deckt dunkle Nacht.
Kein Küß, der dich einst beseelte,
Weckt deine Blicke mehr zum Leben.
Elmire! — Dein Ohr ist taub zu der Stimme deines Gatten!

Elmi-

Elmire! — Dein Herz schlägt nicht mehr dem meinen entgegen,
Kein Trost fließt mehr von deiner Zunge in meine Seele;
Vergebens streckt sich meine Hand nach der deinen.
Ach warum mußtest du mich verlassen! —
Wie dieser unfühlbare Körper war einst Elmirens,
Die so zärtlich fühlte? —
Nein, nein! Das ist Täuschung. — Elmire! Das bist du nicht.
Doch, unsterbliches Wesen! Ist es Traum, oder Wahrheit, was ich sehe? —
Hier sind doch Elmirens Züge — hier ihre Hand, die mir Treue schwur,
Hier ihre Lippen, die Balsam auf meinen Kummer gossen,
Hier ihr ganzes Wesen; — und unfühlbar zu meinen Schmerzen?
Nein, nein! Das ist Täuschung. — Das ist Elmire nicht.
Ja, wollte Gott — daß sie es nicht wäre! —
Erwache doch, erwache, theuerste der Freundinnen! —
Wohl! — Wenn du unfühlbar zu meinem Rufen bist,
So höre das Gewinsel deiner Kinder.
Kannst du, Natur! die Thränen der Unschuldigen sehen? —
Kannst du sie sehen, ohne Elmiren aus dem Schlummer

Des Todes zu wecken? — — —
Ist es darum, daß du ihnen das Leben gabst,
Um Unglücklichen wieder alles zu entreißen,
Was dem Herzen heilig ist? —
O himmlische Philantropie! Beste aller Tugenden!
Lohnst du mein Leben so, wie eine Busenverrätherinn
Mit Qualen?
Du pfropftest grausam auch fremdes Elend auf Herzen,
Schon genug beladen mit eigenem.
Warum mußte unsere Seligkeit an fremden Gütern hangen! —
Unglückliche Kinder! warum habt ihr einst von Elmirens Busen
Die Milch des Elendes getrunken? —
Hättet ihr doch nie den Tag gesehen,
Nie gefühlt, was Sterben ist! —
O ewig Geliebte! wie theuer hab' ich die Seligkeit bezahlt,
Die ich einst in deinen Armen kostete! —
Alle meine Hofnungen hiengen an dir,
An dir, die Menschen ehrten, und verschwisterte Engel liebten. —
Ach! seitdem ich getrennt bin von deinem
Belebenden Blick,
Seitdem sind meine Tage mir Qual,
Hölle des Lebens die Nächte. —

O hätte ich nie den Werth der Liebe gefühlt! —
Ach! hätte nie meine schmachtende Seele
Schmelzend in deinem Arme der Erde Trotz geboten!
Trunken von Engelsfreuden lebte ich
Die Tage dahin, die stets heilig
Dem Vergnügen waren. —
In balsamischen Thälern pflückten wir des
Frühlings Blumen,
Und jugendliche Lieder der Vögel weckten uns
Mit jedem Morgen zur Freude auf.
Schäumend aus dem Becher unsers Herzens
Tranken wir Wonne in grossen Zügen.
Und nun verfinstert sich die Sonne meiner Freuden,
Und meine Thränen löschen alle Spuren
Vom Glücke auf ewig aus. —
Wer bist du, du! — Der du es wagtest,
Die Züge der Schönheit so zu verstellen,
Und mir das Edelste aller Geschöpfe zu entreißen? —
Gieb sie mir zurück! — zurück — Engel des Todes!
Sage! wer du immer bist, grausames Wesen!
Was berechtigt dich, Herzen zu trennen, die sich liebten,
Und die die Gottheit vereinte? —
Schrecklich wird die Nacht: — der heulende Sturmwind
Brauset über den Gräbern daher. — Der prasselnde Hagel

Strömt

Strömt von den hohen Zinnen des Tempels.
Wetterwolken decken den Mond, und nur bey leuchtenden Blitzen
Leitet die Furcht den zitternden Schritt des Wanderers.
Fürchterlich rasselt der Ziegel vom Dache
Des kämpfenden Thurms,
Als eine vom Sturmwind erfochtene Beute.
Doch soll meine Seele nicht mehr bey diesen Schrecknissen zittern.
Keine Furcht entfernt mich von deiner fürchterlichen Stätte.
Durch Moder und Verwesung will ich hindringen
Bis in das Innerste deines scheußlichen Tempels,
Um dir zu zeigen, was die Liebe vermag. —
Hier in dem Wohnort des Schreckens,
Wo das Todesröcheln der Menschen,
Und das Gewinsel der leidenden Sterbenden
Die Musik deiner Hallen sind:
Hier, wo Mord und Krankheit mit Gift und Dolchen
Sich fürchterlich zu deinen Befehlen rüsten,
Und auf die ährenen Gewölbe in sterbenden Gesichtern
Die Siege ihrer Grausamkeit zeichnen; —
Hier, wo statt Ambra faulende Dünste
Den Wohnort der Zerstörung durchdämpfen;

Hier,

Hier, wohin noch niemals ein Sterblicher seine Schritte wagte,
Hier bin ich, und fodere aus deinen Armen Elmiren zurück.
Du, der du hier thronst in den Kräften der Verwesung,
Und mit Menschenknochen deinen Pallast umschanzest,
Um dich vor dem Zutritte der furchtsamen Sterblichen zu schützen,
Höre mich, Cherub des Todes!
Oder wie dich sonst elende Sterbliche nennen,
Die, wie Grasblumen im Heumonde
Unter deiner Sense fallen.
Und wenn dein Wesen fühlbar zu Thränen ist,
Die arme Sterbliche vergießen,
So gieb mir Elmiren zurück.
Gieb sie mir! — Meine Thränen sollen ihre kalten Glieder erwärmen,
Wie der Westwind im Frühlinge
Durch seinen wärmenden Hauch
Das Eis von den Feldern thauet.
Gieb sie mir! — wo nicht — so will ich — —
Doch was will ich, armer Sterblicher!
Gegen Engel wagen? —
Wer weis es? — Aber kann ich nicht auch diese Hülle von mir werfen?
Dann bin ich Geist, wie du.

Und

Und mit gleichen Kräften will ich mich dann an dich
wagen,
Und die Wunde rächen, die du mir versetztest. —
Doch, Thörichter! wohin verleiten mich meine Ge-
Gedanken! —
Wohin mein Gram! — —
Verzeihung, — Todesengel! — Verzeihung meiner
Schwärmerey!
Bitten will ich dich, wie Sterbliche Engel bitten kön-
nen,
Mit mir Mitleiden zu haben.
Sieh dort am einsamen Bach saß ich oft mit Elmi-
ren,
Und schwur dort der Menschheit Liebe, und den Göt-
tern Treue.
Ist dieses der Lohn unserer Tugend?
Weißt du nicht mehr den Altar, den unsere Hände dir
bauten,
Und wo ich dir das schönste meiner Lämmer schlach-
tete,
Um dich zu bitten,
Mich nie von Elmiren zu trennen?
Grausamer! nimmst du Opfer von Sterblichen an,
Um ihrer zu spotten?
Gut, so will ich mit eigenen Händen
Den Opferheerd zusammen reißen.
Epheu und Moos soll die Erde bedecken,

Wo ich dir, grausamer Engel! einst Opfer gab.
Doch bey dir ist mein Flehen vergebens.
Gut, doch sollst du mich von Elmiren nicht trennen.
Hier, wo den Sterblichen schaudert,
Wo die Menschheit von erblaßten Leichen zurück bebt,
Hier bey Elmiren will ich wohnen.
Arm in Arm will ich die Leiche umschließen,
Und keine Gottheit soll mich von der Geliebten tren-
nen.
Und wenn mit Motten und Würmern
Die Verwesung kömmt,
So will ich Motten und Würmer bitten,
Elmirens Leichnam zu schonen, —
Und Motten und Würmer werden meine Bitte hören,
Um dich Todesengel zu beschämen.
Aber! — wie lächelt Elmirens Mund! — welche
Zauberstimme
Ertönt in diesen unterirdischen Krüften? —
„ Was beneidest du mir, Grausamer! die Ruhe?
„ Warum lästerst du meinen Freund, den Tod? —
„ Er hat mich zwar aus deinen Armen genommen:
„ Aber kurz ist die Zeit unserer Tennung:
„ Bald wird er uns wieder in Gegenden vereinen,
„ Wo keine Trennung mehr ist.
„ Sohn der Zeit! erinnere dich der Ungewißheit dei-
ner Stunden.
„ Die Geburt giebt schon dem Tode sein Recht.

„ Leben

„ Leben heißt anfangen zu sterben.
„ Ueber alles streckt die Verwesung ihre mächtige
Hand.
„ Die Schöpfung ist ein weites Gebiete voll Sterbender,
„ Zufall, Alter und Krankheit, die Brüder des Todes
„ Theilen die Herrschaft über die Erde.
„ Das Alter weiht das silberne Haupt des Greises
„ Der Todessichel.
„ Sieh umher, was für Gefilde voll Leichen! —
„ Schaarenweis reißt hier die Seuche
„ Blühende Jünglinge hin;
„ Dort die zerstörende Schlacht —
„ Wasser und Feuer, Mängel und Ueberfluß, Verzweiflung und Freude —
„ Wer zählt die namenlosen Feinde
„ Des menschlichen Lebens? —
„ Dunkel deckt die verödeten Welten,
„ Und verlöschte Sonnen trauern im weiten Raume
„ Der Schöpfung.
„ Und du weinst über die Verwandlung
„ Einer Sterblichen, die aus der verweslichen Schale
„ Die Gottheit zur Unsterblichkeit ruft? —
„ Siehst du nicht, wie der Wurm, der einst im
Staube kroch

„ Nun prächtig sein Grab verläßt, und sich in einer
höhern
„ Gegend empor schwingt? —
„ Nenne, geliebter Gatte! meine Befreyung
„ Aus dem Gefängniß der Erde nicht Tod. —
„ Die Schuppe fiel vom verblendeten Auge;
„ Ich sehe heller die Werke der Liebe.
„ Weine nicht! — du verlorst mich nicht,
„ Für mich geschaffene Seele!
„ Nach kurzen Stunden
„ Werden wir uns jenseits umfassen.
„ Denke nicht einsam zu seyn, mein Geliebter!
„ Dein wachender Schutzgeist
„ Wird deine Elmire seyn.
„ Wenn du mit Thränen im Auge
„ Um mich seufzest;
„ So will ich unsichtbar neben dir stehen,
„ Und süßer Schauder soll dir meine Gegenwart mel-
den,
„ Wenn du im Frühlingsabend
„ Unter dem Schatten der Linde sitzest.
„ So wird dich Elmire dein Leben durch begleiten,
„ Und im Tode deine letzten Seufzer empfangen,
„ Um dich in das sturmlose Reich
„ Der Ewigkeit zu überbringen". —
So tönte Elmirens Stimme, und heilige Unterwer-
fung

Gegen

Gegen die ewigen Rathschlüsse der Gottheit
Bemächtigte sich meines Geistes.
Mit gebeugtem Knie verehre ich die Wege der Vorsicht,
Und mein Auge soll nur Thränen der Liebe weinen.
Verzeih, Unsterblicher! der Schwäche unserer Seele! —
Heilig sind dir die Thränen der Freundschaft:
In deinen Schoos will ich sie weinen,
Und mit Geduld in diesem Leben den Zeitpunkt erwarten,
In dem es dir gefällt, diese Thränen
Zu trocknen. —

Die

Die Armuth.

Ein Gemälde.

Mit Moos dicht bewachsen
Ist das vermoderte Brett,
Das das Obdach dieser Hütte bildet.
Morsche Pfeiler sind die schwachen Stützen
Geräthloser Wände,
Durch die die Winde gräßlich sausen. —
Kalte Nässe deckt den schlammigten Boden,
Und füllet mit Insekten und Koth den elenden Wohnort
Des leidenden Armen.
Hier, wo der Regen seine schlechten Lumpen
Durchweichet, die seine elenden Glieder decken,
Und die brennende Sonne seine bloße Scheitel röstet;
Hier, wo kein wohlthätiger Baum seinen Schatten
Verbreitet,
Kein trockener Rasen den Müden zur Ruhe ladet,
Hier, wo vielleicht keine Schlange wohnen möchte,
Hier wohnt ein Mensch. —
Wer bist du, armes Geschöpf? — wer hat dich so aus der Menschheit
Verwiesen? —
Komm her, Bruder und Mitmensch,
Und stelle dich auf diesen Hügel! —

Ich

Ich will dich deinen Brüdern zeigen.
Todtenbläße verwüstet deine Züge,
Und der Gram, der deine Stirne entstaltet,
Verkündigt das Leiden deiner Seele
Im schrecklichen Ausdrucke.
Du! — du bist es also, der verlassen von seinen Brüdern
Einsam in diesem Weltthale lebt! —
Lebt, als hätte dich die Natur von den Rechten
Der Menschheit ausgeschlossen.
Bruder! o sage mir, was häufte das Elend über
Dein edles Haupt? —
Wer entriß dir deine Nahrung,
Wer dein Kleid, das deine Glieder deckte?
Gab nicht Gott und die Natur jedem Menschen
Gleiche Rechte? —
Warum bist du so von selben ausgeschlossen? —
Ist nicht der weite Umfang dieser Erde
Fruchtbar genug, um uns alle zu nähren?
Wer ist es, der es wagte, dein Antheil
Dir zu entreißen? —
Sieh umher! hier hängt erquickende Frucht
An dicht beladenen Bäumen,
Und winkt dir zur Erholung.
Warum zauderst du, die Frucht zu pflücken,
Die deinen Lippen entgegen lächelt?

Aber

Aber nein, pflücke sie nicht! Es zeichnet ja diese umherstehende Wand
Das Recht des Eigenthums eines andern.
Verbrechen wäre es für dich, sie zu pflücken;
Die Gesellschaft würde deine Hände strafen:
Ein Verbrecher würdest du seyn.
Geh hin, und mit demüthigem Blicke
Kriech im Staube vor dem Reichern:
Bettle an der Thüre deines Bruders
Um Labsal für deine dürstende Zunge.
Hier — so sprich — an deinem Baume
Hängt eine Frucht, die meine Seele stärken könnte;
Aber sie ist dein — gieb sie mir — du hast noch tausende der Früchte,
Und ich nicht eine. —
Aber — was willst du itzt, kühner Bettler! — so spricht der Reiche —
Glaubst du wohl, daß meine Gärtner
Die Bäume für dich Elenden pflanzen? —
Geh und störe mich nicht in meinen Geschäften.
Siehst du nicht die hunderte meiner Diener,
Die geschäftig hin und wieder eilen,
Um die Tafel mit prächtigen Speisen zu besetzen,
Weil ich Freunde zum Mittagmahle bat? —
Geh, packe dich! — was arme Mönche
Von ihren Tellern waschen,
Das magst du dir zur Erquickung holen.

So

So spricht er, und keine Thräne entfällt seinem Bimsenauge.
Gramvoll stehst du da, armer Bruder!
Und siehst mit neidischem Blicke
Auf den Brocken hin, an dem die Hunde des Reichen nagen.
O hätt' ich — so seufzest du, und Thränen netzen deine Wangen —
O hätt' ich doch auch so ein Bein!
Ich wollte es meinen armen Kindern bringen,
Ich wollte — o schweig, elender Mitmensch, schweig!
Deine Stimme empört mein Herz.
Ist es so weit auf dieser Erde gekommen,
Daß Hunde bessere Tage genießen,
Als arme Menschen? —
Wie du fragst! — Wie kannst du fragen! —
Siehst du denn nicht, daß die Schätze der Natur
Zum Raub' einiger Weniger geworden,
Die stärker als andere sind? —
Sage mir, wo ist wohl noch ein Ort,
Wo ein Elender ruhen kann,
Ohne von seinen Brüdern gestört zu werden?
Wenn Entkräftung deine matten Glieder streckt,
Und wenn dein sinkendes Haupt den härtesten der Steine
Zum Polster wählt;
So kann man dir diesen noch entreißen,

Wenn

Wenn der Eigenthümer, der ihn besitzet,
Keine Seele hat.
Flüsse werden in Fesseln gelegt,
Und Quellen versiegelt. —
Wo suchst du Labung, wenn Durst deine
Vertrocknete Kehle martert?
Unter Menschen suche sie nicht.
Nur der gutthätige Himmel wird deine schmachtende Zunge
Ohnentgeltlich laben,
Wenn Regen von seinen Wolken strömt,
Oder wohlthätiges Thau die Fluren tränket.
Dann strecke deine heiße Zunge zum Himmel,
Und Labsal wird auf deine Lippen fließen.
O Schande der Natur! — Wie entstellte der Mensch die Schöpfung,
Wo die Gottheit mit Güte
Das kleinste der Insekten speiset. —
Noch nie fiel es der Raupe ein,
Auf dem Blatt, wo sie lebt, einen Umraum zu ziehen,
Und zu sagen: — Das ist mein.
Aber auch die niedrige Raupe
Kennt keine andere Bedürfnisse,
Als die der Natur;
Und unerschöpfliche Quellen
Liegen in den Werken der Schöpfung.

Hätten wir nie die Wege der Natur verlassen,
Nie Bedürfnisse erdacht, die die Menschheit nicht kannte,
So würden so viele unserer Brüder nicht elend seyn.
Aber so verließen wir die Schätze der Schöpfung,
Und suchten Gold in unterirdischen Kräften,
Um uns Fesseln des Elendes zu schmieden.
Wie schauderts meinem Blicke vor den schrecklichen Höhlen,
Wo ewige Finsternisse thronen,
Wie in den Vorhöfen des Orkus.
Hier in diese fürchterlichen Abgründe
Steigen besoldete Sklaven
Zur Schande der Menschheit hinab,
Und entsagen dem Lichte der Sonne,
Um Metalle zu suchen,
Und graben Unglück und Armuth
Mit selben aus. —
Geld ist der Götze der Erde;
Diesem opfert man Unschuld und Glück.
Wo sind sie nun die Tage der Fröhlichkeit und des Friedens,
Die einst in Edens Gegend so herrlich blühten! —
Sie sind nicht mehr! — nur wie ein schöner Traum
Sind sie verschwunden, und liegen begraben
Unter den unermeßlichen Trümmern
Hinweggerollter Jahrhunderte.

Die

Die finstern Wolken der Vorurtheile und des Lasters
Haben der Unschuld heiliges Bild in den
Herzen der Menschen verdunkelt.
Unablåßig seufzen wir nach Glůcke;
Aber vergebens;
Dem Sohne des Unglůcks gleich, der entfernt
Von seinem trauten Vaterlande
Auf fremden Boden
Unter dem Joche als Sklave
Schmachtet.
Vergebens wirft er thrånenvolle Blicke
Ueber das unermeßliche Gefilde
Des Meeres hin:
Unsichtbare Ufer schneiden ihn
Von seinem trauten Heimath.
Die Bilder des Vergnůgens
Verschwinden in seiner Phantasie,
Der Traum zerstiebt, und nichts bleibt,
Als Elend, ihm ůbrig.
Hier, wo hohe Pallåste sich dem Auge zeigen,
Hier wird selten Weihrauch der Tugend gestreut:
Das zårtliche Gefůhl verbirgt sich selten
Unter das vergoldete Getåfel,
Wo der Stolz frostig in den Armen der
Weichlichkeit
Seine můhevollen Genůsse berechnet.

Ach! wie schauderts mir, wenn ich da den Elenden
sehe,
Wie er an euren Schwellen leidet,
Wo ihr in Wollüsten prasset.
O verkennt ihr denn, ihr Reiche!
Eure Bestimmung,
Durch Geschenke des Zufalls euch Schätze der
Ewigkeit zu sammeln,
Und Menschen glücklich zu machen!
Hat nicht die Vorsicht den Armen
Eurer Pflege anvertraut? —
Und warum lasset ihr ihn im Elende schmachten?
Aber ich Thörichter!
Was klage ich!
Muß man nicht eine Seele haben,
Wenn man fühlen will? —
Und wo ist sie, diese fühlbare Seele
Bey euch, die ihr in Küsten
Eure Herzen versperrt,
Die unfühlbar wie eure Metalle sind?
O Menschheit! führe mich doch aus dem
Kerker der Städte
Auf das wonnevolle Land,
Wo noch der arme Hirt
Sein schwarzes Brod
Mit dem Armen theilet,

Und wo noch Menschen mit freundschaftlicher Wonne
Unter dem Schatten einer Eiche
Erfrischende Milch brüderlich verzehren.
Da, o Gottheit! laß mich wohnen,
Und die Freude unserer Bestimmung genießen —
Genießen die Wonne,
Mensch und Bruder zu seyn.

Ein

Ein Gemälde nach der Natur.

Bruderliebe! Du der Gottheit Kind!
Wo soll ich dich suchen?
Ach wie glücklich war nicht die Erde,
Als du noch in freundschaftlicher Wonne
Bey uns wohntest!
Sanft lächelte des Menschen Aug,
Und selige Ruhe
Floß aus sprechenden Blicken.
Des Freundes Arm schlang sich noch
Um den Nacken des Bruders,
An dem der Bruder hieng.
Den Schweiß der Wehmuth trocknete der Liebende
Von der Stirne des Leidenden.
Und die Thränen des Kummers
Wurden aus dem trüben Auge
Des weinenden Bruders
Geküsset.
Eine Seele versammelte noch
Die Empfindungen aller
In einen Busen.
Göttliche Harmonien, nur hörbar
Zarteren Seelen,
Lispelten leise Freudentöne

In

In gleich gestimmte Herzen.
O welche Wonne erschuf sich dort
Der menschliche Geist!
Welche Gefilde der Ruhe verbreiteten sich
Um den Sterblichen,
Als noch Blicke voll von Seele
Mit schlagendem Herzen
Empfindungen der Liebe verriethen!
Rein wie die Unschuld war der Mensch;
Kein Schmerz deckte mit seinem
Mitternächtlichen Flügel
Des Bedrängten Haupt.
Süßer Gedanke! darf ich dich noch denken?
Denken! und wird dich mein Schmerz
Nicht entweih'n?
Ach! in den einsamsten der Höhlen,
Von keinem Geschöpfe behorchet,
Will ich klagen im leidenden Tone,
Wie die Nachtigall um ihre verlornen Jungen
Mütterlich jammert.
O! sagt doch ihr Menschen;
In welche verödete Wüste
Habt ihr sie, die Bruderliebe, verwiesen?
Ach! daß mein leidendes Herz doch nicht
Schlüge, und daß mein Geist,
Geschaffen zur Angst,
Wie dort das Gewölke vom Himmel

In die Nacht des Todes entflöh' —
Wenn ich an dich, Verwiesene, denke.
Verfolgungsgeist herrscht auf diesem Umraume
Der Erde;
Brüder rüsten sich gegen Brüder,
Und Dolch und Gift waffnen die Hände
Boshafter Sterblichen.
Hier verwüsten räuberische Armeen
Die blühende Saat — und die Hofnung des Landmanns.
Blut röthet die entweihten Bäche,
Die einst wonnevoll durch die Fluren flossen.
Gleich dem Donner fährt
Ein verwüstendes Bley
Aus ehrenen Schlünden,
Und raubt hunderten das Leben;
Das Leben — das die Größten der Könige
Keiner Mücke geben können.
Hier schwingt sich in ungeheurer Verwüstung
Eine glühende Bombe
Bis zum Olimpus empor.
Zertrümmert speit sie Zerstörung um sich
Aus feurigem Rachen;
Stürzt Tempel und Paläste in Staub,
Und vergräbt redliche Bürger
Unter den Ruinen
Ihres freundschaftlichen Heerdes.

Dort blutet in den Armen seiner zärtlichen Gattinn
An dem Opferheerde der falschen Ehre
Der geharnischte Mann in voller Rüstung;
Noch röthet sein Schwert vom Blute seiner Brüder,
Die ihm niemals Leides gethan.
Röchelnd stirbt er — und sein erloschenes Auge
Schielt noch neidisch hin auf den feindseligen Lorber,
Der seine bleichen Schläfe umzingelt.
Er vergißt die Bande der Freundschaft,
Zerreißt die Ketten der Liebe,
Vertigert sein Herz, und verwölft seine Seele,
Um ganz Krieger zu seyn. —
Tod ist also euer Ruhm — Tod eure Ehre,
Ihr Helden! —
Ah wie eure Lorbeer -- doch schön an eurer Stirne glänzen,
Befleckt mit Menschenblut,
Erworben um Gold, und verabscheut
Von geplünderten Ländern.
O unglückliche Ehre! — abscheuliches Vorurtheil
Von Jahrhunderten!
Nie adelte dich eine menschliche That;
Nichts rettet dich vor der Verachtung
Des Weisen. —
Ist der Held glücklicher am Ende des Lebens,
Der tausend mordet, und sich doch vor dem Stahle
Des Todes nicht retten kann?

O lasset euch ihr Krieger, von dem Mittagsstrale
Eurer Tage nicht blenden;
Rechnet auch den Morgen und Abend
Zum Tage.
Die ganze Summe eures grenzlosen Rufes
Ist ein Mährchen,
Zusammen gesetzt aus Ruhm und Schande. —
Aber vergebens ist die Stimme der Menschheit,
Sie dringt nicht durch gepanzerte Herzen,
Und der sanfte Stral der Vernunft
Gleitet ab von den Häuptern,
Die mit eisernen Helmen bedeckt sind.
Erst, wenn ihr im Staube gewälzt
Bluten und sterben werdet,
Werdet ihr die falsche Leiter eurer Glückseligkeit kennen —
Auf der ihr stehet;
Kennen, daß alles, was den Helden erhebt,
Den Menschen erniedrigt. —
Doch wie — schwingt nicht hier ein eben so gräßlicher Dämon,
Als der des Krieges,
In den Zeiten des Friedens
Seinen schwarzen Fittich
Ueber unglückliche Städte.
Ja — er bildet zur Qual der Menschheit
Unfühlbare Juristen,

Und

Und im geheimsten Aufenthalte verurtheilter Geister,
Wo ewige Nacht und Finsterniß thronen,
Wird List und Chikane
Auf Satans Ambos geschmiedet.
List zerstört dein demüthiges Haus,
Und deine wirthschaftliche Schwelle
Wird von der Chikane verschlungen.
Vergebens streckest du deine Hände
Zum Himmel auf.
Zänkereyen verdrängen die Stimme der Unschuld
Im gesetzmäßigen Lärm
Vor dem geblendeten Richter.
Erkaufte Knechte des Goldes untergraben
Mit schändlichen Kniffen
Den Pfad, auf dem der Ehrliche
Sicher zu wandeln glaubt.
Glänzenden Staub streuen die Feinsten der Betrüger
In die Augen der Wahrheit.
Vergebens ruft die gedrückte Waise
Den Beystand der Themis an.
Der Ausspruch verweht sich oft,
Wie die Seifenblase des spielenden Knaben,
Wenn sie den schöpferischen Strohhalm verläßt,
Und sich in tausend Theilchen zerstäubet.
So decket mit dreyfachem Erze ein schwarzer Dämon
Auch das Herz mancher Reichen,
Und setzt sie gefühllos hin in Marmorpaläste.

Da

Da mästen sie ihren Bauch mit Seufzern der Armen,
Und trinken Thränen des Elendes
Aus goldenen Bechern.
Lachen, schlafen und tanzen,
Und bilden sich zuverläßig ein,
Daß, weil ihre Wänste
Von Speisen strotzen,
Daß auf diesem weiten Umraume der Erde
Kein Mensch mehr hungere.
O gütiger Schöpfer! hast du denn
Keine pfadlose Wüste,
Kein unentdecktes Ufer dem redlichen Sterblichen
Auf diesem gränzlosen Meere
Zur Zuflucht aufgehoben?
Ich will meine Stirne, gebeugt zur Erde,
Verstecken im Schilf,
Und mit Riedgras meine Augen verdecken,
Und meine erschrockenen Blicke
Sollen nicht mehr zurücke beben
Von den schaudernden Szenen
Des menschlichen Elendes.
O du, wer du bist, dessen schändlicher Hochmuth
Zu deinen Füssen den Bruder wälzt,
Dessen leidenden Vater,
Deine stolzen Fersen zu Boden drücken,
Erheb dein Haupt zur glänzenden Sonne!
Prächtig bescheint sie die niedere Hütte,

Prächtig so wie sie Palläste bescheint,
Um dich zu erinnern,
Daß der geringste der Sklaven
Mensch ist — wie du.
Aber vergebens spricht mein Mund von Gefühle.
Dein seelenloser Busen
Empfängt nicht mehr den sanften Eindruck
Unschuldiger Freuden.
Deine Seele gleicht jenen Flüssen,
Die von unlautern Bächen geschwellt sind.
Vergebens sucht man das glänzende Bild
Des lazurnen Himmels in ihnen.
Trübe sind die Fluten, und Schlamm
Verdunkelt den entstalteten Spiegel,
In dem sich einst die Allmacht besah.
Menschen sind immer gegen Menschen gerüstet;
Gleichsterbliche Wesen
Verfolgen sich gegenseitig zum Tode,
Und tödten noch sterbend.
Eigennutz nährt in ihrem thierischen Busen
Immer den thörichten Stolz.
Ich bin besser als andere:
Ist die Sprache des Hochmuths,
Und daher jener Geist der Verfolgung,
Jene unglückliche Wuth,
Mit neidischem Auge im Herzen des Nächsten
Immer Fehler zu suchen.

Wenn

Wenn Unglück dem Bruder droht;
Oder wenn aus donnernden Wolken
Der Wetterstral fährt,
Und seine Scheunen in Feuer setzt;
So netzt keine Thräne das Aug.
Die menschenfeindliche Schmähsucht
Dichtet Laster dem Unglücklichen an,
Und unser Herz sagt uns:
Er hat es verdient — es war Strafe;
Und wir sind oft zehnmal
Mehr strafbar. — —
O! so dachtest du nicht; menschenfreundlicher Silvan;
Deine Lippen waren immer die Schützer
Des menschlichen Elendes;
Nie hast du einen unglücklichen Bruder
Mit neuen Bürden beschwert;
Nie Wermuth mit Bosheit gestreuet
In den Becher des Unglücks.
Ach! lebtest du noch —
Doch nein — wohl dir, daß du starbst.
Dein Herz, o Silvan! wie würde es bluten,
Täglich so viel lebende Geschöpfe
Mit Menschengesichtern zu sehen,
Und so wenig Menschen
Zu finden!

Das

Das Land, und die Stadt.

Ein Gemälde.

Dort im öden Thale,
Wo die einsame Hütte
Verlassen steht:
Dort wo die Fichte fürchterlich sich über Abgründe
Neiget, und rauschende Fluten
Mit schrecklichem Brausen
Schäumend sich über Felsen
Stürzen:
Dort sitzt bey einer majestätischen Eiche,
Die Jahrhunderte zählt,
Am Fuß der dunkeln Gebirge
Ein armes Kind.
Verlassen von allen Menschen,
Spielt dieses unschuldige Geschöpf
Am Bache mit Steinen,
Und bauet im Rande am Ufer der Bäche
Mit unschuldigen Händen
Kleine Gebirge.
Tändelnd erlebt es mit Wonne
Der Kindheit Tage.
Immer neue Gegenstände der Natur
Reizen seine begierigen Blicke.

Bald bewundert es die hunderten der Sonnen,
Die in den Bächen glänzen;
Bald eilet sein begieriges Aug
Nach den silbernen Schuppen
Des spielenden Fisches.
Nun eilt es den Schmetterlingen nach,
Die mit tausendfärbigen Flügeln
Im Thale auf den Blumen flattern.
Itzt erhaschet es einen der schönsten
Aus den Sommervögeln,
Und was ist wohl seiner Freude gleich?
Schon eilet es seinem Vater entgegen,
Der, mit schweißbedecktem Gesichte
Bey sinkender Sonne,
Vom Feldbau ermüdet,
Sich in die Arme seiner Gattinn
Sehnet.
Hier Vater! so ruft der Knabe, hier sehet,
Welch einen schönen Vogel
Hab' ich euch nicht gefangen!
Nun soll er immer bey uns wohnen,
Am Abend will ich mein Brod
Mit ihm theilen,
Und die Nacht über soll er in meinem Lager
Mit mir schlafen.
Von Moos und Blumen will ich ihm,
Dem schönen Vogel

Ein

Ein Lager bauen.
Auch täglich soll er mit mir
Die Fluren besuchen,
Und lustig im Thale
Mit den Blumen seyn.
O Vater! ihr erlaubet ja,
Ihn zu behalten?
So spricht der Knabe,
Und eine Thräne fließt auf die braune Wange
Des Vaters.
Er sieht seine Gattinn an, und ein Kuß,
So wie die ersten Menschen sich küßten,
Rauscht auf unschaldsvollen Lippen.
Arm in Arm setzten sie sich, die Redlichen,
Unter die Schwelle
Ihres kleinen Hauses,
Und auf der Mutterschoos sitzt der Knabe,
Der die Freude ihrer Tage ist.
Gähling entreißt sich der Sommervogel
Seinem Gefängniße.
Aus der unachtsamen Hand des Kindes
Ist er schon weit in der Ebne fort. —
Halt! schreit der Knabe vergebens;
Halt, du loser Vogel!
Warum bist du itzt fort? — und ich wollte
Dir nun Milch und Butter geben.
Auch wirst du im offenen Felde

Kein solches Lager findn,
Als ich dir schon in Gedanken
Bereitet habe.
Wenn Winde und Hagel stürmen,
Wo wirst du dich, armer Vogel,
Wohl schützen können?
Armer Vogel! So spricht der Knab', und Thränen
Rollen aus seinem Auge.
Allein der gute Vater tröstet ihn mit Küssen
Ueber den verlornen Vogel,
Und die Mutter eilt geschäftig um Aepfel und Pflaumen,
Und sucht den Verlust zu ersetzen.
Ach! welch eine herrliche Szene,
Mann, Vater und Gatte zu seyn!
O könnte ich dieses Bild, das ich einst sah,
Immer in meiner Seele erneuen!
O wie mächtig fühle ich noch
Den Eindruck in meinem Herzen! —
Mann der Natur! — unschuldig und rein wie sie,
Laß dich in meine Arme schließen!
Dein schlanker Wuchs, der Bau deiner Nerven,
Und dein männliches Gesicht
Verkündigen mir das Glück deiner Gegend.
Da hat der Weichling noch nicht die Natur geschändet,
Und Kinder des Elendes gepflanzt.
An dem Busen deiner gesunden Gattinn
Hängt der Säugling wie das Bild des Lebens,

Und sein Adleraug — und die Röthe der Wangen
Der Mutter — sagt uns, Unschuld und Gesundheit
Sind auf dem Boden,
Wo wir wohnen.
O glückliche Menschen! euer Genuß
Ist Reichthum der Natur.
Die Menschheit kennt auch keine andern Schätze,
Kein anders Glück.
O Brüder! eure Tugend verdient es,
Daß euch unwandelbare Gebirge
Vor Menschen schützen,
Die die Städte bewohnen,
Und die Gegend vergiften.
Ihr habt wenig, ihr Brüder! aber ihr seyd reich,
Denn der ist reich, der wenig Bedürfnisse hat.
Ach könnte ich bey euch wohnen,
Ich wollte gerne diese Fetzen von mir werfen,
Auf die der Schneider mein Ansehen nähet.
Bräme schwer von Seiden,
Aber für Gold bezahlt, macht hie den
Werth des Mannes.
Bist du nicht verkleidet, wie der Aff des Arztes,
So wird dir jeder Diener spotten,
Und von weitem dich schon
Von den Thüren weisen.
Verhunze dein Gesicht, lächle,
Wenn du weinen möchtest,

Beuge dich, und krieche — dieses ist die Sprache der
Stadt.
Frühe am Morgen muß ich mir schon
Meine Haare krausen lassen;
Nach Krümmungen, die Paris erfand,
Müssen sich meine Locken schmiegen,
Und, wie ein Nebel fliegt Mehlstaub,
Und bereifet ungepuderte Köpfe.
So muß ich denn, ich Gottes Geschöpf,
Verhunzt wie ein Narr, nach Mode handeln.
O hätte die Gewohnheit nicht das Recht
Diesen Thorheiten gegeben,
Was würden Menschen wohl denken,
Wenn sie Menschen so sähen?
Da muß ich meine friedsamen Lenden
Aus Mode täglich mit langen Schwertern umgürten,
Und lange Degen, verdammt zum ewigen Frieden,
An meinen Hüften schleppen.
Da muß ich Hüte, unbrauchbar zum Bedecken,
In meinen Händen tragen,
Und mechanisch wie ein Automat mich krümmen,
Und wie ein Papagey sprechen:
Guten Morgen! gute Nacht! wie befinden Sie
sich?
Ohne Empfindung, ohne Gefühl
Antwortet mir der Gefragte:
Recht wohl, — und ihre Gesundheit? —

Und dieses alles so mechanisch,
Als eine Maschine,
Mechanisch nur immer seyn kann.
Dann kömmt die Zeit, daß ich geputzt
In Vorzimmern der Reichen
Die entsetzlichste der Lügen höre,
Die Schmeichler sagen.
Da kommen erhungerte Dichter
Mit ellenlangen Gedichten,
Und schaffen manchen Satyr zum Jupiter um.
Die Stunde ernsthafterer Geschäfte
Naht sich endlich, und in Karossen
Und Senften
Eilen Justiz und Finanz
Zu ihrer Bestimmung,
Verfolgt von einem Haufen
Jammernder Menschen.
Thränen des Elendes
Der Aermsten der Streitenden
Waschen das Blut von dem Tempel der Themis,
Das noch an ihrer Schwelle klebt,
Von gemetzelten Menschen.
Dick gemästete Männer,
Ohne Gefühl, ohne Empfindung,
Beweisen aus zentnerschweren Autoren,
Daß Gold schwerer wiegt,
Als der Flügel einer Mücke.

Der

Der erschrockene Landmann
Hört erstaunend die Zaubersprüche,
Und bezahlt um theures Geld
Unverständliche Worte. —
Doch still! — Welch ein entsetzlicher Lärm
Lockt mein begieriges Aug zu andern Szenen?
Was ist hier, und was sind diese Männer in Masken,
Die, wie rasende Thoren
Sätze auf Sätze häufen,
Wie Geyer schreien, und sich wie Krähen einander
verfolgen? —
Sie sind Gelehrte, sagt man mir,
Sie sind Doktores.
Doktores? — und was soll dieser lächerliche Ermel,
Und dieses Viereck von Filz
Auf ihrer runzlichten Stirne? —
Dieses sind die Zeichen des Gradus.
Hab euch Dank! — nun ist mir das Räthsel
Vollkommen gelöst,
Und ich wundere mich nicht mehr
Ueber geschriebene Folianten von Narren,
Wenn ein Ermel und ein Viereck von Filz
Den Menschen zum Weisen macht.
So springen nervigte Jungen
Auf offenem Platze in eiskaltes Wasser,
Und werden durch alte Gewohnheit
Im Brunnen zu Metzgern gradirt.

O menschliche Thorheit! Weisheit und Größe
Seht ihr an Sachen, wo sie nicht sind.
Einige brüsten sich in Lumpen, andere in Seide,
(Sagt Pope) der Schuster im Schurzfell,
Und der Doktor im Mantel.
Was ist so verschieden, als Mantel und Schurfell,
Als ein Weiser und ein Narr;
Und doch macht Verdienst nur den Mann,
Und Tugend den Weisen;
Alles andere ist Mantel und Schurzfell.
Was ist der Ruhm? — Ein eingebildetes Leben,
Durch fremden Athem,
Das vor dem Tode nicht in unsrer Gewalt steht.
Narrheit ist alles, was uns nicht besser macht,
Was dem Menschen nicht nützt.
Aber bey unserer Zeit
Macht der Helmschmied den Helden,
Der Goldsticker den Ritter,
Und der Schneider den Doktor.
Nur der Narr macht sich selbst,
Denn er trägt keine Kappe mehr.
Besteckt mit Titeln, behängt mit Medaillen,
Was bist du mehr, als was Menschen dir geben können,
Und Sklaven von Menschen? —
Eine eingebildete Hoheit
Macht den Schwindel unsrer Vernunft.

Vor allen Lastern gebt dem Hochmuth
Die Niesewurz.
Wenn der Mensch nicht mehr hinauf steigen kann,
So geht er abwärts.
Nero erniedrigt sich unter die Thiere; seine Niederträchtigkeit
Ist sein Ehrgeiz in der Verzweiflung.
Habt ihr nie an langen Faden gebunden
Den summenden Käfer gesehen,
Mit dem in den Tagen des Mayes
Der muntere Knabe
Am Abend spielet? —
Seht wie scheckigt er ist, — verschiedene Flecken
Sind auf seine Flügel gepappt.
Eine schreckliche Mütze deckt seinen Kopf,
Und ein klein geschnittenes Säbelchen
Wafnet seinen zitternden Fuß.
Zum Gespötte der Jugend,
Steht er da in der Rüstung des Helden,
Oder im schwarzen Mantel des Doktors. —
Dieser Käfer sind wir, bestimmt, nur ein Monat zu leben:
Der Knab' ist der kindische Stolz,
Der die Freyheit unsrer Bestimmung uns raubt,
Und mit Fleckchen uns bildet
Zu thörichten Figuren.

Seht

Seht doch einmal, ihr Stolzen! von eurer Höhe herab
Auf den niedrigen Haufen,
In dem die Ameise wühlt.
In ihrer Republick ist Gleichheit der Bürger.
Gemeinschaftlich arbeitet man
Am Besten des Ganzen. —
Kein müßiger Thor füttert sich hier
Auf Unkosten des andern:
Alles ist geschäftig zum Zwecke,
Und thätig fürs Ganze.
Eckelnd wendet sich mein Aug
Von der Verfassung der Ameise
Zum Menschen zurück.
An den Tagen des Frühlings
Schläft man in erhitzenden Federn
Bis am hohen Mittag
Den schönsten Morgen vorüber.
Endlich entzieht sie den dünstenden Fuß,
Die Dame, der seidenen Decke:
Langsam geht sie zum wartenden Nachttisch,
Begleitet von Abbee's und Stutzern.
Da wird geschwätzt und gelacht,
Und philosophirt und gehächelt;
Und Roms heilige Gänse
Weichen selbst mit tiefster Ehrfurcht
Dem Geschnatter der Weiber,

Und gestehen großmüthig ein,
Daß ihr lärmendes Schmätzen
Lange nicht das war, als sie Rom
Vom Untergang schützten.
Sorglos sieht hier die Gattinn
Die säugenden Kinder
An fremden Brüsten. — Eine schändliche Dirne
Wird oft zur Amme gewählt; und vergiftete Säfte
Trinkt mit gemietheter Milch der Säugling vom Busen.
Keine Liebe zum Mann, keine Triebe zur Tugend
Beseelen ihr fühlloses Herz:
Nur Stutzer und Gecken umgeben die thörichte Mutter.
Ihr schreckliches Beyspiel
Reißt jeden Keim von Tugend
Aus dem Herzen der Tochter.
Empfindung ohne Gefühl, und tändelnde Narrheit
Ist der Brautschatz der meisten der Mädchen.
Geschwächter Geist durch böse Romanen,
Entnervte Stärke der Seele,
Schalkheit und Witz in gehirnlosen Köpfen. —
Geh, laß mich! — was soll ich hier die erniedrigte Menschheit
In Zügen des Weibes lesen?
Warum sehen an glänzenden Stirnen,
Wie Bleyweiß die Furchen füllet,
Die die Wollust gepflügt,
Und Karmin die Rosen der Unschuld

Im

Im Pinsel nachäffet.
Geh, suche im rauhen Gebirge das bessere Mädchen,
Wo noch reineres Blut die Adern durchwallet.
Hier ist noch nervigter Saft, nicht geschwächt durch
Sünde.
Einfalt und Unschuld thront hier in schuldlosen Herzen.
Hier sitzt der Mann noch beym Weibe,
Es ist noch keine Schande geworden,
Gatte und Gattinn zu seyn.
Ihr glücklichen Leute! beneidet die Städte nicht!
Entehrende Laster
Herrschen da über die Menschheit.
Verzuckertes Gift, und vergoldetes Aloe
Sind unsere Geschenke.
Die Billigkeit ist im Buche,
Die Empfindung im Romane,
Und die Tugend auf der Bühne;
In unserer Seele ist nichts,
Gar nichts, als Laster und Thorheit;
Nur bey euch, glückliche Sterbliche!
Ist die Tugend
Im Herzen.

Felix,

Felix, oder der Freygeist.

Seiner Aeltern Freude war Felix,
Als er noch ein Knabe war.
Mit Sehnsucht sah der Vater
Den aufblühenden Jüngling,
So wie ein Gärtner die Blumme sieht,
Die treu seiner Pflege
Dem Auge zur Freude entgegen lächelt.
Oft saß der gute Greis in der schattichten Laube,
Und betete aus frommen Herzen zu Gott
Um Segen für seine Kinder.
Allein der gute Vater, wie war er betrogen,
Als Felix die Jahre des Jünglings betrat!
Bald vergaß er treulos
Die Lehren der Weisheit,
Die von den Lippen seines Vaters flossen.
Wie ein muthiges Roß überließ er sich ganz
Seinen Leidenschaften;
Verführt, durch böse Gesellen,
Wagte er es über alles zu spotten,
Was heilig ist.
Tugend und Religion waren Gegenstände
Seines Gelächters.
Umsonst härmte sich sein Vater ab,

Vergebens stund die Thräne
In seinem Auge. — Die silbernen Locken
Schwankten vergebens auf dem Nacken des Greises,
Nichts rührte den bösen Jüngling mehr.
Sohn — so sprach der würdige Greis,
Sohn — ach! wenn du deinen Vater vergessen hast,
O! so höre noch die Stimme
Deines alten Freundes,
Und verschmähe meine Warnung nicht.
Gut ist es gemeint, der Himmel ist mein Zeuge,
Jüngling, höre die Warnung.
Der Weg, den du gehst, führt zum Verderben. —
Traue den Blumen nicht, die auf dem Pfade
Unter deinen Füssen blühen.
Schlangen sind unter Rosen versteckt,
Du wirst sie fühlen, — fühlen ja —
Aber zu spat — — kehre zurück
In die Arme der Religion.
Sieh, ihre Freundinn die Tugend
Steht an ihrer Seite, und ladet dich
Zu Seligkeiten ein.
Flieh nicht zurück von der ernsthaften Miene
Der Tugend — o flieh nicht — reizender ist sie,
Als die lächelnde Wange der Wollust,
Die mit heuchelnden Blicken des Basilisken
Dich im Lächeln tödtet.
O Sohn — bald sind die Jahre der Jugend vorüber.

Bald ist der Faden des längsten Lebens
Abgesponnen — denke, im Tode
Verlaßt uns alles — wo findet dein sterbendes Auge
Einen Trost, wo Hofnung deine Seele, als bey dem,
Den du so treulos verlassest. —
Vater! erwiederte der Sohn, und rümpfte die Nase,
Ihr seyd alt, euer schwaches Gehirn
Malt euch Bilder vor, die nichts
Als Produkte eurer Einbildung sind.
Was kümmert mich eure Religion,
Ich bin hier zum Vergnügen,
Und kümmere mich nicht viel um die Schwärmerey
der Priester.
So sprach der zügellose Jüngling — und die Worte
Drangen wie ein Dolch in des Vaters Herz,
Wie ein Schatten gleitet er dahin
Durch die Tage des Lebens,
Und starb, da sein Auge noch Thränen
Ueber seinen Felix weinte. —
Undankbarer! kannst du noch länger
Die Liebe deines Vaters verkennen,
Komm her, und sieh seine kalten Hände,
Die sich so oft für dich zum Himmel streckten.
Ist es dir noch möglich unempfindlich zu seyn —
Allein vergebens sind meine Worte.
In Gesellschaft ruchloser Buben
Taumelt Felix sein Leben hin,

Und verschwärmt die unwiederbringlichen Tage.
Keine Thräne, geweint aus dem Aug eines Elenden,
Trocknet seine Hand mitleidig ab;
Nur Prassen und Schwärmen war das Geschäft seines Lebens.
Endlich war das Maaß seiner Sünden gefüllet,
Elend, Armuth und Krankheit
Die Begleiterinnen der Wollust,
Stürmten nun seine Hütte.
Verlassen von den Gesellen des Lasters,
Schmachtet er elend auf seinem Lager.
Schlechtes Stroh war sein Polster,
Und Unflat seine Decke.
Da fühlte er erst die Größe seines Elendes,
Und fluchte den Verführern seiner Unschuld.
Grausame! so rief er — habt ihr mich nicht elend
Genug gemacht!
Saget, warum habt ihr
Mir den einzigen Trost des Sterblichen,
Warum den Glauben an Gott
Meinem Herzen entrissen?
Bin ich itzt nicht elend — ohne Gränzen elend!
Schaudernd wendet sich mein Blick
Zum Himmel,
Wo für mich keine gütige Gottheit
Mehr wohnt — Grausame! so rief er,

Und Verzweiflung war in seiner Seele.
Die Verführer spotteten aber des armen Felix:
Wie du suchst bey uns Hilfe?
Sagten sie:
Was soll uns rühren, mit dir Erbarmen zu fühlen,
Der der keinen Gott kennt,
Achtet auch keinen Menschen;
Stirb nur — unser Vergnügen ist
Dich ganz elend zu wissen. —
O Himmel! rief Flix mit sterbender Zunge,
Welche Abentheuer von Menschen!
Ist das eure Philosophie?
So weit führt der Unglaube
Den Sterblichen! —
O gütiges Wesen! wie hab' ich dich verkennt,
Wie deine Wege verlassen können,
Um Wölfen in Wüsteneyen zu folgen,
Die Lämmer zerreißen.
So sprach Felix — und Thränen der Reue
Netzten sein sterbendes Aug.
Er starb — und die letzten Worte,
Die der sterbende Jüngling noch sprach,
Waren diese:
O Jugend, traue dem nicht,
Der Gott nicht fürchtet, und kühn
Dem Gesetze des Glaubens spottet.

Wenn

Wenn dir dein Wohl je heilig ist,
So flieh den Freygeist — denn nichts
Beschränkt seine boshafte Seele. —
Eigenes Interesse ist seine Gottheit,
Dieser opfert er alles auf.
Flieh, wenn dein Wohl dir heilig ist,
Flieh — o Jugend — den Freygeist! —

Auf den Tod
eines unglücklichen Mädchens.

Sie ist nicht mehr — ihr lockicht Haar
Rollt nicht mehr hin auf ihren schönen Busen;
Kein Zephir spielt mit ihren blonden Locken mehr. —
Sie ist dahin — die Redliche! —
Mächtig zerbrach sie den Bau
Des beschwerlichen Kerkers,
In dem ihre unsterbliche Seele gefesselt lag.
Müde des Elendes des Lebens
Suchte sie Ruh' in einer seligern Gegend. —
Hier liegst du zerbrochen, schwächliche Hülle! —
Schön warst du einst, wie ein prächtiger Tempel,
Weil dich noch der Gottheit Bild,
Die Seele bewohnte. — — —

Aber nun — schauderts dem Auge,
Und Gräßlichkeit thront unter den zerschmetterten Ruinen
Der Schönheit. — —

Hier verweilt sich des Pöbels Auge, und seine
Lästernde Zunge schickt dir feindlige Flüche
In die Ewigkeit nach.
Hier vertheidigt man dein Unternehmen,
Dort lästert man deinen Entschluß.
Wer hat Recht — wer hat Unrecht? —

Nicht der Geist der Schwärmerey soll seinen Fittich
Ueber mich breiten, und auch nicht
Die menschenfeindliche Schmähsucht
Mir Flüche in die Ohren heulen. —

Der Geist des Christen gleite mit mir
Ueber deine Leiche;
Mit der Thräne der Sanftmuth im Auge
Will ich dich, Unglückliche! besingen. —

Ist wohl der Sklave zu verdammen, sagt der Schwärmer,
Der seines Lebens müde ist?
Ist wohl der Sklave zu verdammen, der in des Kerkers
Finstern Gewölben
Nur mächtiger sich der Fesseln befreyet, und mit
Unerschrocknem Muthe den Marmor durchbricht,
Der seine Freyheit verschließt? —

Wer ist stärker? Wohl der Sklave am Ruder!
Der die Galeere des Lebens zieht, oder der,
Der es wagt, die Ketten
Mit Muth zu zerreißen,
Um im weiten Meere der Ewigkeit
Freyheit zu suchen? —

Löset mir das Räthsel, ihr Menschen!
Nicht jeder will ein Lastthier des menschlichen Elendes seyn,
Und befreyte Seelen von dem Joche metaphysischer Sätze
Führt ein feuriger Schwung
Zu kühnern Gedanken. —

Der Elende ergreift den Stahl,
Den grausame Könige schmieden,
Um als Helden zu morden,
Und malt ihn mit eignem Blute
Mit gleichem Rechte. —

So spricht der verwegene Schwärmer,
Der müde seines Lebens ist —
Und vertheidigt den Selbstmord
Aus unrichtigen Gründen. —

Der Schutzgeist der leidenden Menschheit
Wendet seine erschrockenen Blicke
Von dem kühnsten der Frevler,
Und führt ihn durch die Religion
Zu reinern Begriffen. —
Nicht der, sagt der Christ, der die Kette des Schicksals zerreißt,
Besitzt männliche Stärke. —
Der, der mit kindlicher Ehrfurcht
Als ein Geschenke der Gottheit die Fesseln trägt,
Womit ihn der Ewige lastet,
Der ist stärker, als der,
Der in Unmuth dahinsinkt. —
Gestärkt durch Tugend und Religion,
Schifft der Fromme über die stürmische See —
Und erwartet den Wink des Ewigen
Zur Landung. —
Doch irrt auch ihr euch, sagt der Christ,
Ihr, die ihr mit fanatischem Zorne,
Der Unglücklichen fluchet,
Die sich vergangen. —
Euer gallvolles Herz waffnet immer
Die Gottheit mit rächendem Donner, —
Da doch die Gottheit die Liebe ist;
Seht ihr denn nicht das Bild ihrer Güte
Auf jeder blühenden Flur,
Auf jeder lächelnden Blume,

Im Purpur der Rose gewebt, und abgedrückt
Im Silber der Narzissen. —
Die Kette der Geister ist Liebe,
Sie hängt Menschen an Menschen,
Und Menschen an Gott.
Flucht also der Unglücklichen nicht,
Bedauert sie;
Dieß ist die Sprache der christlichen Duldung.
Balsam, und nicht Gift träufle aus eurem Munde
Auf das verwundete Herz
Der weinenden Aeltern. —
Denn wer von euch kann es wissen,
Wer ihr den Schlüssel zum Grabe gab? —
Wer von euch bestimmt den Bau ihrer Nerven,
Wer ihr wallendes Geblüt? —
Schwer lag vielleicht des Lebens Bürde auf ihr,
Als sie sich wagte in die Arme
Des Todes.
Nun ist sie entladen von der Last ihres Körpers,
Heller vielleicht sieht ihr Auge,
Hört feiner ihr Ohr
Die Stimme des Schöpfers.
Wer von euch will sie verdammen?
Wer von euch ist von Verbrechen frey?
Der gehe hin, und entehre
Die heilige Asche. —
Bedauern will ich dich, bestes der Mädchen,

Aber dir nicht fluchen! —
Ruhe sanft, und wenn deine seligen Gebeine
Kein Wanderer besucht;
So will ich dir im Herzen der Christen
Ein Grabmal bauen.
Ruhe sanft in den Armen der Verwesung,
Gutes Kind! und empfange
Die Thränen, die dir
Ein Redlicher weint —
Wenn die Bosheit dir flucht.
Ich will in einsamer Nacht auf deinem
Verlassenen Grabhügel Thränen
Des Christen weinen,
Und die gütige Gottheit wird dir verzeihen,
Daß du es wagtest,
Ehe die finstern Grüfte des Todes zu suchen,
Als sie dir rufte.

Die

Die Habsucht.

Weit entfernt von menschlichen Gegenden
Trennte die unermessene See
Jene selige Ufer,
Wo noch reinere Luft,
Als die in Europa,
Unschuldige Geschöpfe athmeten.
Da war der Wilde, und lief nackt
Die Haine durch,
Die ihm die Gottheit
Zur Wohnung anwies;
Nie waffnete seinen Arm
Der Stahl — seinen Bruder
Zu tödten;
Nie empörte die Habsucht
Sein ruhig fließendes Blut
In seinen Adern.
Wenn je ein Pfeil,
Schneller als der Gedanke,
Seinen gespannten Bogen verließ;
So drang er entweder nur
In das Herz einer Löwinn,
Oder durch den schuppichten Harnisch
Des Krokodills,
Um den Naturmenschen zu schützen.

Seinen

Seinem mäßigen Gaum
Gelüstete nie nach verbotenen Speisen;
Dankbar saß er an dem Baume,
Von dem er die Früchte
Zu seiner Labung pflückte,
Und sang der Gottheit ein Lied
Aus reiner Seele.
Von Ohngefähr wandte sich sein Blick
Auf die unermeßliche Ebne
Des Meeres hin,
Und sein wunderndes Aug
Entdeckte schwimmende Maschinen
In der Mitte der Meereswogen;
Schwankend kamen sie immer
Dem Ufer näher,
Und wuchsen zu ungeheurer Größe.
Menschen, wie er war, aber mit weißern Gesichtern,
Und mit scheckigten Flecken bedeckt, sah der
Wilde auf diesen unbegreiflichen
Gebäuden.
Götter! schrie er auf, und der Blitz einer Kanone
Trennte die Lüfte entzwey, und ein
Donnerähnliches Knallen
Brüllte langsam durch Berge und Thäler hin,
Und bestärkte seinen Irrwahn.
Schon lag er ausgestreckt mit seinen schwarzen Brü-
dern

Zur Erde gebeugt,
Und wollte die Gottheiten mit Ehrfurcht empfangen,
Die an seine Gestade stiegen. —
Früchte vom Baume gepflückt, wurden auf artigen Muscheln,
Mit gebeugten Knien den Europäern zur Labung getragen;
Aber mit stolzem Fuße schleuderten sie die Geschenke hin,
Und lasteten undankbar die gütige Hand des Amerikaners
Mit unverdienten Ketten.
Verführten sein treues Weib,
Und schändeten seine unschuldige Tochter,
Und verkauften seine Kinder, wie Vieh. —
O Barbaren ihr! ihr verdienet den Namen der Wilden,
Nicht der — der unmächtig seinen schwarzen Nacken
Unter eure Füsse beugt.
Sagt, wer gab euch das Recht,
Den Unschuldigen zu drücken?
Ist der Bruder, dem die Sonne sein Antlitz schwärzt,
Nicht Mensch wie wir, gegen die sich die Sonne nicht einmal
Würdigt,
Die Wirkung ihrer Stralen abzudrücken?

Sagt,

Sagt, was fesselt ihr
Die freyen Arme der Unschuld?
Wo ist euer Recht? —
Nie hat der Wilde einen freundschaftlichen Heerd
In der Gegend verwüstet,
Wo ihr wohntet.
Nie trug seine Rechte den Keil in eure
Wohnung,
Und nie klebte Blut an seinen Händen.
Sagt — hat er wohl je eure Weiber in Ketten geschmiedet,
Je eure Kinder getödtet?
War er nicht zufrieden mit der einfältigen Frucht seiner Bäume?
Und er konnte sich doch nicht in seiner Wildniß wider
Euch — ihr Unmenschen! schützen.
Stille lebte er seine Tage dahin,
Und würde sie noch in Wonne leben,
Wenn nicht die Furie des Geizes
Euch Barbaren dahin getrieben hätte;
Ihr entreißet den Armen seinem Vaterlande,
Um ewig seine Tage zu plagen;
Fesselt ihn treulos an Galeeren,
Die über die schäumende See an durch Laster geschändete Ufer
Mit dem Unglücklichen landen. —
Ganz empört sich mein Blut bey diesem Gedanken.

O mächtige Gottheit! warum schleuderte deine Rechte nicht
Den schrecklichsten der Blitze
Auf die Scheitel der Frevler?
Warum senktest du sie nicht
In den Abgrund des Oceans,
Und fütterteſt den Wallfisch
Mit diesen Elenden?
Mußten sie zur Schande der Menschheit
Tod und Verderben
In Gegenden bringen,
Wo Einfalt und Unschuld herrschten?
O Habsucht, abscheulichstes der Laster!
Wie viel Elend, wie viel Verwüstung
Streuten deine niedrige Sklaven
Unter die Menschheit! — —

Auf den Tod
des Herzogs Leopold von Braunschweig.

Nicht in der mörderischen Schlacht,
Wo Menschenblut erwürgter Brüder
Die Erde röthet,
Sank der Krieger, von dem ich singe.
Sein Arm zückte nicht das Schwert
Auf die Scheitel seines menschlichen Gegners,
Und Furcht und Tod begleiteten nicht die Schritte
Des Helden.
Göttliche Philantropie war an der Seite des Fürsten,
Als er am Altar
Der Menschenliebe sank,
Und seinen Arm nicht zum Verderben der Menschheit,
Sondern noch zur Rettung des unglücklichen Bruders
Streckte.
So schön starb noch kein Held, und seit Kodrus Zeiten
Sammelte die dankbare Nachwelt
Keine edlere Asche
In ihre Urnen. —
Weit umher breiteten die ausreißenden Wogen
Der empörten Oder
Verderben aus.

Die

Die Gränzen, die ihr einst ihren Umlauf zeichneten,
Brach sie schäumend entzwey,
Und suchte zum Schrecken des fliehenden Bürgers
Unumschränkte Freyheit.
Schon deckte die Flut die ländliche Gegend,
Und blöckende Heerden
Eilten den Dörfern zu,
Verfolgt vom zörnenden Wasser.
Mit ängstlicher Sorgfalt flüchtete sich die schüchterne Mutter
Mit dem Säugling an ihrem Busen
Auf das erhabnere Dach,
Und suchte Rettung;
Aber schon durchwühlte der Strom die wankende Hütte,
Und entflieht mit der geraubten Beute
Des Eigenthums des zitternden Hirten.
Thränen fließen aus dem Auge des Weibes,
Und Vergebens ruft sie um Hilfe;
Die ausgespülte Hütte stürzt,
Und giebt treulos, wie eine feile Verrätherinn,
Die Mutter dem Wasser preis,
Die doch Zuflucht bey ihr suchte.
Begraben unter den Fluten verwandelt sich
Das jammernde Geschrey des Elendes
In dumpfes Gemurmel.
Hier sinkt ermüdet die treue Hand des rudernden Gatten,

Und versagt ihm die Lust, seine Kinder zu retten:
Ohnmächtig sank er, und der reißende Strom
Schwemmt sein Seufzen von seinen sterbenden Lippen,
Und wäscht aus seinem erlöschenden Auge
Die Thränen des Kummers.
Tausend erstickte Leichen decken
Die fürchterliche Fläche, wie ein Schlachtfeld.
Hier liegt der treue Hund bey dem ertrunkenen Schäfer,
Dort der arbeitsame Stier an der Seite des Sämannes.
Traurig bespiegelt die Sonne in der von Leichen
Wimmelnden Fläche
Ihren trüben Antlitz;
Das Gewinsel des Elendes
Trägt auf düsternen Flügeln
Der theilnehmende Wiederhall
In der erschrockenen Gegend umher.
Leopold hört's, und seine fühlende Seele
Erwachet ganz bey dem Anblicke der leidenden Menschheit;
Erstaunt sieht er umher, und sieht die tausende der Hände,
Die das Elend zum Himmel faltet,
Eine Thräne, wie sie der Menschenfreund weint,
Fällt aus seinem Auge,
Wo Entschlossenheit und Liebe thronte.

Schon

Schon bestieg er den Kahn; beflügelt durch Menschenliebe
Eilt er hin, um Brüder zu retten;
Kein anderer Trieb herrscht in seinem pochenden Herzen,
Als der des Gefühles für Leidende.
Der Trieb der Selbsterhaltung wagte es vergebens
Seinem Unternehmen Einhalt zu thun,
Vergebens tönte ihre Stimme
In Leopolds Seele, die keine Sprache mehr
Als das Gewinsel der Unglücklichen hörte.
Nur empfänglich zu fremder Gefahr
Vergißt er seine eigene,
Eilt — und sinkt als ein Opfer der Liebe.
— Halt doch, kühnste der Fluten,
Halt, und schone den Menschenfreund!
Ist denn keine Gottheit, die dir gebietet,
Ehrfurcht für die Tugend zu haben?
Doch wer kennt die Rathschlüsse des Ewigen?
Wer die Todesarten,
Die für Sterbliche die Vorsicht ins Buch des Lebens
Gezeichnet hat?
Leopold stirbt — verewigt in den Herzen jedes Menschen,
Der Tugend und Rechtschaffenheit fühlt. —
In der Rüstung des Helden stirbt er den Tod der Liebe,

Und beweist, daß nicht der ein Held ist,
Der seiner tollen Habsucht und Raubbegier
Hekatomben von Menschen opfert,
Und um vergossenes Blut gemietheter Menschen
Thorheiten bezahlt, die Jahrhunderte beweinen,
Und alsdenn seine faulen Schläfe mit Lorber umgiebt
Die seine treuen Bürger erkauften,
Und wofür er selbst keinen Schwertstreich gethan:
Nein, der verdient den Namen des Helden nicht,
Der so abscheulich die Menschheit entstaltet.
Nein — nur der ist ein Held,
Der zu sterben weis,
Um Menschen zu retten.

Auf

Auf Kollmanns Tod,

eines Gelehrten und geistlichen Raths in München, der auf einem Lusthause erschossen ward.

Unter Gestalten von tausend Arten
Wandelt der Engel des Todes
Unter den Sterblichen umher
Als ein irrender Wanderer,
Gehüllt in das Gewand der Nacht.
Er schreckt Könige von purpurnen Betten auf,
Und Helden zittern im Harnisch vor dem Anblicke
Des Menschenwürgers.

Bald kömmt er in der Blüthezeit unsrer Jahre,
Und raft den muntern Jüngling hin,
Der noch mit lüsternem Verlangen
Nach dem Genuße reifender Früchte schmachtet.
Gleich dem Sturmwinde raft er ihn hin, der die aufkeimende Rose
In Knospen zerbricht.
Bald sinkt der geschäftvolle Mann im Sommer seiner Jahre
Unter seiner verheerenden Sense,
Der Kornähre gleich, die unter der Hand des Schnitters
Ihr früchtevolles Haupt zur Erde senkt.

Bald sterben Greise, die in spätem Herbste
Sich der Aernte ihres Lebens freuen,
Der Traube ähnlich, die der Winzer
Vom Weinstocke reißt,
Und im Kelter zerquetscht.
Ohne Erbarmen schonet der Engel des Todes
Weder des Greises silbernem Haupte,
Noch der rosigten Wange des Mädchens.
Sein tödtender Pfeil dringt durch Thüren von Erz,
Und verwundet durch Panzer.

Du, Engel des Mords! du komm und höre!
So sprach der Engel des Lichts an der Pforde der Ewigkeit,
Und sein Diener, der Engel des Todes kam und horchte.
Geh hin, fuhr er fort, und gürte deine Lenden um
Mit deinem tödtlichen Köcher;
Zieh vom Aufgang der Sonne gen Niedergang,
Und suche den Mann, der dich willkommen heißt,
Und entledige seinen bandenfreyen Geist
Von dem Kerker seiner irdischen Hütte,
Worauf er hausete.
Tief beugte sich der Würgengel, und rüstete sich,
Wie ein Krieger zum Morde.
Er gürtete seinen Köcher um,
Den er zum Geschenke von der Verwesung erhielt,
Und den schärfsten der Pfeile

Nahm er heraus, und mit dem tödtenden Bogen
In der fürchterlichen Rechte
Schwang er seinen Füttich, und flog der Erde zu.
Nacht und Grauen folgten ihm nach,
Und sein Flügel rauschte
Wie der Sturmwind in der Ferne
Ueber grundlose Höhen.
Endlich ließ er sich nieder im Thale der Sterblichkeit,
Und das Verderben der Menschen näherte sich ihm,
Und feierte mit der Verwesung die Stunde seiner Ankunft.
Vergiftete Kräuter hauchten ihre Dünste aus um diese Gegend.
Aus Menschenknochen war der Thron gebaut, worauf er saß,
Und Krieger und Aerzte, des Todes treue Gehilfen,
Stunden aus schwarzem Marmor gebildet um ihn her.
Grausamkeit war zur Rechten, geschnitzt aus Knochen
Der Könige, die Krieger waren, und Dummheit war zur Linken,
Geschnitzt aus hirnlosen Schedeln der Menschenwürger,
Falscher Aeskulape.
Rückwärts war Hunger und Elend, und die Piedestalen,
Worauf sie stunden, waren goldene Küsten
Gefühlloser Reichen.

Aus

Aus schlechtem Bux geschnitten stunden chinesischen
Pagoden ähnlich
Eine Menge Rechtsgelehrte umher.
Weder Geist noch Gefühl war auf ihren Gesichtern;
Todtengräber schnitzelten sie in müßigen Stunden,
Und als Raritäten werden sie hier aufbehalten
Im Antiquario des Todes,
Als Bilder verdienstvoller Männer des menschlichen
Elendes
Und des Todes treuer Gehilfen.
Hier war der Würgengel; sein Aug blitzte umher,
Wie ein Meteor in dem schwärzesten Dunkel,
Und seine Blicke waren wie ein Nordlicht
In der Nacht des Neumondes.
Die Tirannen der Menschen stunden um ihn,
Und in grossen Pokalen
Reichten sie ihm die Thränen der Wittwen zum
Tranke,
Die sie als treue Mundschenken des Todes erpreßten.
Waisen und Arme seufzten in der Ferne unter dem
Kelter der Gerechtigkeit,
Und baarfüßige Richter zerquetschten sie, wie Trau-
ben der Weinlese
Zerquetscht werden unter den Füssen des Winzers.
Da saß er, der Engel des Todes, und sah sich um,
ob unter den
Tausenden der Menschenwürmchen

Sich

Sich denn nicht ein einziges eingesponnen hätte, um würdig zu seyn,
In bessern Regionen zu erwachen.
Er sah aber vergebens; eine Menge schmutziger Raupen
Wühlten im Koth, und vergassen ihre Bestimmung.
Gähling reizte seinen Blick das silberne Haupt eines Greises.
Heitere Zufriedenheit war auf des Würdigen Stirne.
Wie an einem stillen Sommerabend der schräge Stral
Der untergehenden Sonne über der
Spiegelfläche eines Weihers dahingleitet;
So gleitete sanfte Stille und Ruhe über Kollmanns würdiges Antlitz.
Die edle Geberde, sein ruhiger Blick
Verkündigten das Bewußtseyn
Seines schuldlosen Wandels, und aus dem gütevollen Auge
Blickte noch ein Stral freudiger Zuversicht,
Und Erwartung der Zukunft.
Du bist reif zur Aernte, sagte der Engel des Todes, und wollte sich
Ihm nahen:
Da war Klugheit und Wissenschaft auf seiner Seite,
Und Pallas breitete ihren Schild über sein schlummerendes Haupt.
Die Sehne des Todes war dreymal gespannt,

Und dreymal klirrte sein Todespfeil zerbrochen zurück
Von dem schützenden Schilde.
Vergebens war des Todesengels Bemühen,
Minervens mächtige Hand trieb seine Pfeile zurück,
Und lachte seiner Gewalt.

Beschimpft floh er nun, der Geist des Verderbens,
Und weil Gewalt nichts vermochte,
Dachte der Engel auf List,
Seinen Plan zu vollenden.
Schon war er weit fort, und seine
Gräßliche Rüstung vertauscht' er nun
Mit einer sanftern Kleidung.
Entwaffnet schmückt er sich nun
Mit Rosen und Blumen,
Und gleich dem sanftesten Jünglinge
Mischt er sich unter lächelnde Schönheit,
Und unter Reihen von Grazien.
Er kömmt wie ein tödtender Wurm,
Der sich unter Blumen versteckt,
Und ländliche Freuden.

Entfernt von der Stadt lag
Von dem Muthwillen der Stürme gesichert
Unter dem Schutze blühender Linden
Eine herrliche Veste.

Ein-

Eintracht und Freundschaft, der Menschen
Wahre Gefühle, herrschten da,
Und verschönerten die ländliche Gegend.
Nur diesem Orte allein
Vertraute Pallas ihren Geliebten;
Denn der Inhaber dieser Veste
War ein Weiser und Minervens Freund.
Heilig war ihm die Göttinn; ein prächtiger Tempel
Ward ihr zu Ehren gebaut;
Und seine Tochter, das herrlichste Mädchen,
Feierte da als Priesterinn der Göttinn heilige Feste.
Von der ersten Blüthe der Jugend
War sie dem Dienste Minervens geweiht.

Schon reifte die Traube am Stocke,
Und Dianens heilige Tage
Näherten sich; schon feierte man die Feste Cinthiens.
Auch dieser Göttinn stund zu Ehren ein Tempel
Im Haine;
Alles war schon bereit zu dem festlichen Tage.
Minervens Priesterinn streute Weihrauch in die lo-
dernde Flamme,
Grazien begleiteten sie, und spielende
Zephirs erhoben ihr seidenes Haar,
Das in tausend Wellen sich krümmte,
Die wallend über ihren Nacken hinabschwammen,
Dem Kornfelde ähnlich,

Dessen

Dessen wallende Aehren
Säuselnde Westwinde durchwehen.
Unter den tausenden von Grazien
Versteckte sich nun der Engel des Todes:
Umgürtet war er mit Rosen,
Und sein Antlitz war lächelnd,
Wie der Mund des ländlichen Mädchens,
Wenn es am Abend der Hochzeit
Mit dem erwarteten Kuße den Bräutigam lohnt.
Opfer waren bereit im Tempel der Göttinn;
Hingesunken am Altar blutete der geopferte Hirsch
Zur Ehre Dianens.
Rings um ihn hiengen unter Blumenkränzen
Die Waffen des Mords als Trophäen des Siegs.
Da stellte sich nun der Würger hin,
Und tändelnden Grazien
Reicht' er dieß Werkzeug des Todes
Unter dem Vorwande des Spiels:
Unbekannt mit dem mörderischen Rohr
Tändelten sie, so wie Kinder
Mit Rosen spielen,
Und taumelten hin bis zum Altar,
Wo die junge Priesterinn stund.
Sie sah's, und nahm das Gewehr
Den spielenden Grazien; aber kaum
Faßte es ihre Hand, als der
Würgengel sich nahete: schnell

Ergriff

Ergriff er den Arm der zitternden Priesterinn,
Und richtet' das tödtende Gewehr gegen den Weisen.
Ein donnerähnlicher Knall
Durchtönte den Tempel,
Und am Altar stürzte der Weise durchbohrt
Vom tödtlichen Bley.
So stürzt die prächtige Zeder
Von Libanons Höhen,
Die Jahrhunderte durch den Stürmen trotzte;
Sie, die Bewunderung der Gegend stürzt,
Und weit umher klagen Bäche und Felder,
Und Menschen, die die Ruhe unter ihrem Schatten genossen,
Den schrecklichen Sturz.
Ohnmächtig sinkt die Priesterinn hin
An die Schwelle des Tempels,
Und Schrecken des Todes durchfährt ihre Glieder.
Frohlockend schwingt sich der Würgengel empor,
Und kehrt siegreich zurück in die Wohnungen des Todes.
Schwarze Wolken stiegen hinter ihm auf,
Und verbargen die Sonne,
Und die Elemente zitterten bey dem
Anblicke des Würgers der Geschöpfe.
Bereits schlossen sich die ehrenen Pforten
Der Verwesung hinter ihm zu,
So daß der Wiederhall von Osten bis Westen

Und von Norden gegen Süden ertönte.
Freundschaftlicher lächelte der Himmel,
Und eine sanftere Gottheit
Stieg von den Wolken herab,
Sammelte die Asche
Des Entleibten.
Mit dem Kiel aus dem Fittich der Liebe gezogen
Schrieb sie auf seinen Aschenkrug
Folgende Worte:

* * *

Der, der des Lebens würdig war, und ewig
Hätte leben sollen,
Der starb hier — nicht den Tod,
Den jeder stirbt.
Verwesung, Tod, die traten ehrfurchtsvoll
Bey Rollmanns ernstem Blick zurücke.
Des Würgengels Hand entfiel der Pfeil,
Denn nahe der Unsterblichkeit
War Rollmann, und das Wort
Verewigung,
Dieß schwächte selbst die Nacht des Todes.
Durch List allein muß er, der Würger, siegen.
Er waffnet kühn der Schönheit Hände
Mit seiner Mördersense.
Es war des Schicksals Schluß;

Was sterben heißt, soll nicht Minervens Liebling füh-
len;
Im Zirkel holder Grazien
Soll durch die Hand von ihrer Priesterinn,
Der Weise ins Elisium
Ganz unverhoft hinübergleiten.
Die Art des Todes selbst muß selten,
Wie er seyn.
Denn gleiche Stärke nur kämpft
Mit der gleichen Stärke.
Der Tod bediente sich der List,
Weil schon Unsterblichkeit hienieden
Ihm seine Kräfte streitig machte.

Auf die Rückkunft
Seiner churfürstl. Durchläucht
Carl Theodors
nach München.

Wie glücklich sind wir!
Weht über der Patrioten Gebeine
Ihr Winde, sanft,
Und verkündiget auch den Todten die Freude,
Daß Theodor wieder bey uns ist!
O er ist bey uns — er, den wir lieben! —
Freude trocknet die bebende Thräne
Im Auge des Mannes,
Der mit zur Erde gewandtem Blicke
Schwermüthig dastund, und aufrief:
Theodor ist nicht mehr bey uns!
Verachte ihn, Leier, wer diesen Namen nicht ehrt,
Und stammt er auch aus alten Heldenstamme,
Veracht' ihn.
Glücklichere Tage haben uns wieder dem Kummer entrissen, und uns
Unsern Fürsten wieder gegeben.
O Freunde! wie schwillt die Brust hoch empor,
Wie hoch des Herzens großes Gefühl,
Unnennbares Empfinden! — —

O

O Glücke! Glücke! Nicht Elisium allein
Weis es, wer Du bist;
Des guten Theodors glückliche Bürger
Wissen es auch,
Auch er gab ein Elisium uns.
Dank Dir, unser Vater!
Daß wir Dein und unser Fest
Unter des segenträufelnden Frieden
Beschattenden Fittichen feiern;
Nicht mit der lärmenden Pracht
Der Freude, die nur schimmert und tönt,
Nein eines Theodors würdig,
Mit tief anbetendem Blicke zum Herrscher der Welten,
Welcher uns Dich zum Vater gab.
In stiller Ruhe feiern wir dein Fest,
Mit Freud' im Herzen, und im Auge
Mit Thränen.

Entschlafenes Jahrhundert!
Heb dein niedergesenktes Haupt noch einmal empor;
Entschlafene Väter! hebt euch auf,
Und segnet mit uns, und theilet mit uns
Die heiligen Freuden,
Die Theodor uns wieder gab.
Um Glück für ihn
Flehen dankbare Kinder,
Vorsehung! dich an —

Vorsehung! dich, die itzt die Völker
Mächtig erinnert, daß sie herrscht,
Denn du führtest ihn wieder zurück
In unsere Arme.

O Vorsehung! gewähre doch endlich uns
Unsere heiligen Wünsche! — —
Erhalt ihn lange — uns, unsern Kindern und Enkeln.
Glücklich sind wir nun,
Er, unser Vater, und wir;
Er, daß er uns liebet;
Wir, daß wir ihn lieben.
So wollen wir taglang uns freuen. —
O Tag der Feier, wie groß bist du!
Mit dir beginnet
Ein neues Jahrhundert der Freude.
Gern will ich nun hinüber gehen
Zu euch, ihr Väter!
Sanft will ich schlummern mit dem tröstenden Bewußtseyn:
Theodor ist wieder da.
Unsterblichkeit! mit Blumenkränzen umwindet
Die Muse dein heiliges Haupt;
Süß war der Tod dem Römer fürs Vaterland,
Süß ist er auch uns für unsern Fürsten.
O könnten meine Gebeine fallen für ihn im blutigen Kampfe,

Oder

Oder könnte der Pfeil der Sterblichkeit, der jedem
Lebenden droht,
Dringen in meine Brust, um Theodors seine zu
schonen.
O wie sanft stieg' ich hinab zu euch,
Ihr Edeln!
Mit dem Bewußtseyn: Ich war ein Baier,
Werth des Bodens, wo ich keimte,
Wo Hermann kämpfte
Unter den Söhnen Tuiskons.
O daß ein ewiges Band mit Liebe und Eintracht
Den Baier und Pfälzer verbände —
Verbände mit Bruderliebe!
Ewiger Fluch treffe den, der Zwietracht unter uns säet!
Laßt uns Brüder nun seyn —
Brüder und Kinder, würdig dessen,
Der uns beherrscht!

Die Gesellschaft.

Ein Gedanke, als es am Morgen grauete.

Du! — Künstler deiner eignen Qualen,
Armer Sterblicher! — deine Seligkeit
Hängt an den Ketten der Liebe,
Die die Gesellschaft von Menschen bildet.
Ach! Elender! warum suchest du
Diese Ketten zu zerreißen,
Und beschuldigst sie aus Eigensinn
Deiner ungerechten Seele,
Daß sie die Menschheit lasten! —
Ach! wie bedauernswerth ist der Irrthum,
Der dich täuschet!
Wisse, Elender! — du eilest selbst
In dein Verderben! —
Mißkennest du denn die Macht dieser Bande?
Durch sie werden Welttheile gefesselt,
Und Himmelsstriche vereint. —
Vergebens trennt die Menschen
Die unermessene Scheidewand des Meeres;
Nichts ist mehr auf dem Ball der Erde,
Das die Kette der Gesellschaft nicht verknüpfet.
Die ganze Welt ist nur mehr ein Land,
Und die Folge dieser göttlichen Harmonie,

Bayerische Staatsbibliothek München

Macht jeden Aufenthalt zu meinem Vaterland,
Und jeden Sterblichen zum Busenfreund.
Heilige Bande, die ich verehre,
Göttinn der Gesellschaft! wo sind die Altäre,
Die dir Sterbliche bauen?
Schüchtern seh' ich umher,
Und mörderische Hände
Strecken sich aus, deinen heiligen Tempel zu entweihen.

Schon die That des Zweyten
Der Gebohrnen
Weissaget die blutige Beleidigung
Deiner Rechte.
O ihr — würdige Erben seines grausamen Verbrechens!
Ihr übertreffet die blutende That
Des ersten Mörders.
Henker und Henkershenker erfüllen die edeln
Gegenden der Natur;
Sterbende Opfer sinken in blühenden Thälern,
Und die Lilien röthen im Thale
Vom vergossenen Blut' unsrer Brüder.
Da seh' ich jene blutdürstenden Menschen,
Denen der erste der Bürger
Den Namen des Helden gab.
Diese Menschen, gebohren, um Brüder zu seyn,
Senken den blitzenden Stahl
Ins Bruderherz:

Die Erde zittert bey dem Anblicke der Rasenden,
Und erbleicht unter dem Purpur
Des rieselnden Blutes
Ihrer sterbenden Bewohner.
Doch welcher gütige Schutzgeist
Der zerstreuten Sterblichen
Vereinte sie wieder in Hainen der Liebe? —
Gesittete Völker stehen auf,
Und Menschen umarmen sich in der Gesellschaft;
Glücklich eilt der Mensch von Alter zu Alter,
Und genießt die Früchte ihrer Güter.
Aber wie beschämt, und verlassen
Flohst du wieder wie ein Vertriebner
Von den glücklichen Gegenden,
Schutzgeist der Menschheit!
Und Heil und Glück der Sterblichen
Flieht dir in langen Reihen nach.
O! von wie viel blutigen Schlachten
Schaudert dein Blick zurück,
Von wie viel Feinden
Bist du umzingelt?
Immer geschäftig dich zu verfolgen,
Schwört der Mensch am Altare
Des Eigennutzes.
Unbescheidenheit ist auf den Lippen von Hunderten,
Und vereinigt sich mit dem Ungeheuer des Verdachtes,
Um die Menschheit zu trennen.

So treulos als furchtsam
Versteckt sich die Schmähsucht im Winkel,
Und tödtet mit unsichtbaren Dolchen.
Ach! flieh — flieh weit den Sterblichen,
Der nur sich selbst zum Gegenstande seiner Liebe hat:
— Der, der nur sich selbst sucht,
Kann der Menschheit nicht würdig seyn.
Flieh den finstern Schwärmer,
Der mit Keilen die Hände der Gottheit rüstet,
Die doch nur Liebe ist.
Die Wildheit, die ihn zu diesem Traume verleitet,
War nie eine Tugend;
Denn sag — wenn's Tugend ohne Bruderliebe gäbe,
Welche Laster würdest du verdammen können?
— O! reiß die Lorber von der schuldigen Stirne
Des stolzen Kriegers,
Seiner Eroberung grausame Früchte,
Und den zu glücklichen Preis, durch Menschenblut
Erkaufter Laster.
Laß sie nur sich ihrer Thaten brüsten,
Einst wird ein Tag aus dem Tempel des Gedächtnißes
Die Namen dieser Mörder verlöschen;
An ihre Stellen wird die Menschheit
Dauerhaftere Namen schreiben,
Namen — der Liebe und des Friedens.
Der süße Name des Vaterlandes

Tönt nicht mehr in unsern Hainen,
Sie sind verschwunden die glücklichen Zeiten,
Seitdem das Gespenst des Krieges
Die Erde mit Menschenblut deckte,
Und Könige sich zu Eroberungen schwangen
Ueber den Haufen zerschmetterter Schedel
Ihrer Bürger.
Kein Kodrus war in diesen Zeiten mehr,
Und Lisabone stürzten in Abgründe,
Ohne daß unter dieser Menge der Geopferten
Ein Kurtius war.
O Natur! wie entheiligt man dich,
Wie mißkennt man deine Gewalt!
Wann wird dein heller Zuruf
Den Menschen zu seinen Pflichten führen;
Wann wird man, mit Feuer gezeichnet,
Die Menschenpflicht im Herzen lesen,
Geschrieben von der Hand der Liebe? —
Ha! dann wird vergebens die kühne Thorheit es wagen,
Diese geweihte Schrift zu verlöschen,
Die die Liebe für Ewigkeiten schrieb.
Nicht Unabhängigkeit
Soll der Stolz unsers Lebens seyn:
Die Gottheit gab uns unser Wesen
Zum Wohle der Menschen, unsrer Brüder.
Der Tag meiner Geburt

Gab schon dem Bruder ein Recht
Auf meine Tage!
Mein Daseyn sicherte ihm Unterstützung zu.
Mein Leben ist nicht mein —
Ihr Fürsten pochet nicht auf eure Kronen,
Ihr tragt ja nur um eine Bürde mehr.
Giebt eure Pflicht nicht zu erkennen,
Daß der Mensch nur für Menschen sey?
O könnte doch der kleinste Funken
Der edelsten von allen Flammen
Vom Liebesfeuer des Ewigen
In alle Menschenseelen fallen,
Und die erloschne Glut erwecken
Zum Thätigseyn für Bruderwohl!
Ach, laßt uns doch die Wonne fühlen,
Und das Vergnügen gut zu seyn! —

Edle Liebe.

Liebe! du edelstes der Gefühle!
Sanft strömst du ins Herz der Sterblichen.
Deinen erwärmenden Funken
Hat die Schöpfung der heiligsten Flamme entrissen,
Der Flamme, die nur dort lodert,
Dort wo die Gottheit thront.
Still fließt dein elektrischer Strom
Durch die Fibern der Geschöpfe,
Und breitet Seligkeit aus, und magnetische Kraft,
Und kettet Menschen an Menschen,
Und Menschen an Gott.
Sie allein ist der alles belebende Geist,
Die Kette, durch welche die Gottheit
Welten an Welten fesselte,
Und Sonnen an Sonnen.
Sanft küßt der erfrischende Zephir
Den Balsam süßer Gerüche
Von Blumen im Thal', und bringt ihn hin
Auf schaudernde Höhen, wo muntere Ziegen
Blöckend an Klippen hangen.
Dort, wo Kühnheit und Muth
Den Schäfer hintreibt, das schönste der Mädchen
Der bergigten Gegend zu sehen,

Zu

Zu sprechen, zu küssen.
Zaudernd — und zaghaft, steht er da der Mensch,
Und schwindelnd sieht er über die Abgünde,
Die unter seinen Füssen sich zeigen.
Nun zieht die Liebe seinen Blick aufwärts,
Und geflügelt setzt er hin, wie ein flüchtiges Gems,
Und erreicht unübersteigbare Höhen.
Lächelnd übersieht er dort die Gefahr,
Und genießt Wonne — Wonne des
Daseyns, Wonne der Liebe,
Gleich den Göttern, die ihm diese Genüsse
Legten ans Herz zum Vorgeschmacke
Noch seligerer Gefühle —
Gefühle der Geisterliebe.

Vourtheile setzte der Mensch an die Stelle der Wahrheit.

Flieh, Freund! die Sklavenkette schwarzer Vorurtheile;
Im Lichte der Wahrheit zünde sich unsere Torze an,
Und leuchte uns auf den dunkeln Wegen unserer Wanderschaft.
Reiß, Freund! die Binde von der Stirne des Irrthums;
Und baut ihm auch das Volk Altäre,
So denke, daß der Irrthum Jahrtausender
Immer Irrthum bleibt.
Die Menschen zu lieben, dieses sey unsere Philosophie.
Tugendhaft schuf er sie, der Schöpfer, die Sterblichen:
Noch glänzt das Morgenroth seiner Güte über jedes Geschöpf,
Und Geschenke des Lebens, Wonne
Schüttet seine Vaterhand aus
Ueber jeden Sterblichen, er lebe in der Hütte der Kannibalen,
Oder im Pallast von Europens Königen.
Doch unzufrieden mit den Geschenken der Natur
War es der Mensch selbst, der sich diese Geschenke vergiftete.

Die

Die Lüge hob ihr Schlangenhaupt empor,
Und ihr giftiger Schaum
Verlöschte die Schrift, die im Buche der Natur geschrieben war.
Durch die Hände der Bonzen schrieben sie
Neue Gesetze hin, die Gott und die Natur nicht kannten,
Und den abscheulichsten Lastern
Baute der Eigennutz Altäre.
Mars ward zur Gottheit des Mordes ernannt,
Und Jupiter, der unverschämteste Bube,
Der jedes gute Mädchen schändete,
Diesem Jupiter weihten Rom und Athen ihre Tempel.
Auch der Venus bauten sie Altäre,
Der Göttinn der schändlichsten Wollust,
Und Weihrauch streuten sie dem Priap,
Und schändeten die Unschuld an seinen Altären.
Diese waren die Götter Roms,
Die Götter der Spartaner,
Bis Sokrat, der weiseste der Menschen
Es wagte, diese Abentheuer zu bekriegen.
Doch vergebens erhob die Tugend ihre Stimme,
Das Geschrey des Lasters übertäubte sie,
Und Sokrat sank als ein Opfer
Am Altare des Vorurtheils.
So sind die Menschen; sie verfolgen den,

Der ihnen die Binde vom Auge reißen will:
Der, der freundschaftlich es wagt,
Die Ketten zu zerbrechen, die sie lasten,
Der blutet, erwürgt von ihrer eigenen Hand.
Sanfte Natur! wann wirst du wieder deine Rechte
behaupten?
Wann wird dein erwärmender Stral
Das Eis von den Herzen thauen,
Das sie gefesselt hält,
Wie Kälte und Frost
Helvetiens hohe Gebirge fesselt.
Vergebens ist mein Wunsch: Weisheit
Bleibt nur das Antheil weniger Menschen.
Die drückende Last dummer Vorurtheile
Bleibt ewig das Loos
Des größten Theils der Menschen.

An das Fräulein von Baader
in München,
als sie Ariadne auf Naxos malte.

Wo hast du wohl die Kunst entlehnt,
Du Seelenmalerinn! Gefühle sichtbar darzustellen,
Und Leidenschaften anzuketten,
Und sie in Farben fest zu halten,
Und sie durch Pinselstriche zu fesseln? —
Prometheus stahl den Göttern einst das Feuer
Um Menschen zu beleben:
Du stahlst noch mehr, du Geistesrauberinn!
Dein Pinsel kann nur vom Olympus kommen;
Es muß der Pinsel seyn, mit dem einst Zeus
Den Plan der Schöpfung malte.
Er ist's; allein du raubtest diesen Pinsel nicht;
Zeus gab ihn dir — dein Aug drang tief ins Heiligthum
Der Kunst — der Schwester der Natur,
Von der du Seelen zeichnen lerntest,
Und Leidenschaften auszudrücken,
Und Geisteskräfte zu verkörpern,
Du Heroldinn der Seelenkunde!
Dein Bild ist Buch, für den, der lesen kann,

Und wenn ich keine Seele glaubte,
Denn wollt' ich hin zu dem Gemälde gehen,
Und ahnden sollt' es mir — die Farbensprache
Sagt mehr, als Worte sagen können,
Von kalten Metaphysikern;
Ein Pinselstrich von dir ist ganze Seelenkunde.

Auf den Tod einer Freundinn.

Wer bist du, die du hier unter der Erde ruhst,
Entzogen den Widerwärtigkeiten der Menschen? —
Du verbargst dich in mütterlichen Schoos,
Und schlugst deine Wohnstätte auf unter den Würmern.
Dunkel ist's da im Grabe,
Der Sonnenstral dringt nicht in diese Tiefe;
Mein Aug schaudert zurück, bey dem Anblick der Verwesung.
Wie gräßlich ist die Verwüstung, die hier herrscht!
Dein Aug ist trübe, deine Wange blaß,
Und Eiter deckt deine harmonische Züge;
Gräßlich ist dein Anblick;
Doch nein! Du bist es nicht; deine Hülle ist's,
Die zerfiel, und den Zoll der Sinnlichkeit zahlte.
Weggeworfen ist das Kleid,
Das dich in der Sterblichkeit deckte.
Nun trägst du das hochzeitliche Gewand des Lichts,
Das keiner Verwesung mehr unterworfen ist.
Was schaudert's mich,
Wenn ich die zerfallene Ueberbleibsel eines Körpers sehe,
Der im Raum der Zeit eine Unsterbliche verschloß;
Auch im Schutte sind die Ruinen der Gefängnisse gräßlich.

Modere zusamm, zerfallene Hütte!
Worinn meine Freundinn so lang schmachtete,
So viel Elend erduldete,
Denn das Leben — Menschenleben ist elend,
Weil es uns vom Heimath der Geister trennt,
Und uns ins Thal der Thränen setzt;
Vergebens schmachtet man hienieden um Glück,
Die Erde hat kein Glück —
Glück ist das Antheil der Seelen,
Erschaffen zu höhern Wohnungen.
Der Staub kann Geistern kein Glück geben,
Und wenn der Staub auch auf dem Thron sitzt,
Und wenn Purpur den Staub kleidet,
So bleibt er Staub, der einst zerfällt,
Den einst Winde verwehen,
Staub wie der Staub eines Wurmes.
Hülle ist's, was uns deckt,
Zusammgesetzt aus Fleisch und Blut,
Erschaffen zum Leiden,
Und preisgegeben dem Spiel der Elemente.
Glücklich der, der seinen Beruf kennt,
Und sich nicht tiefer im Unrath der Sinnlichkeit senkt,
Und sich mit Körpern amalgamirt.
Wenn der große Scheidekünstler kömmt, der Tod,
Unglücklich dann der, der in der Zeit der großen Probe
Die Capelle nicht aushält,

Und von dem in der Retorte der Verwesung
Nichts übrig bleibt als ein Caput mortuum.
Glücklich du! dein Kampf ist vorüber,
Kronen erwarten dich,
Dein Daseyn war das Daseyn einer Blume.
Du blühtest nur durch wenige Frühlinge,
Erfreutest das Aug, und sankst durch rauhere Winde,
Bedauert von jedem, der dich kannte.
Freundinn, Gattinn und Mutter zu seyn,
Das war dein Bestreben,
Darinn liegt der Charakterzug deiner Seele,
Und dieser folgt dir in die Ewigkeit nach.
Nicht auf Marmor schreibt der Gefühlvolle dein Lob;
Im Herzen des Menschen steht es geschrieben,
Tief eingeätzt durch Thränen der Liebe.
Deine Eigenschaften waren zu edel;
Kein Stein verkündige sie der Nachwelt,
Unsere Herzen, edelste der Menschentöchter!
Seyen dein Monument!

An den Prinzen Friderich von Hessen-Darmstadt.

Himmlisches Gefühl, das du aus der Quelle der
Gottheit strömst,
Süßer Hang edler und guter Seelen,
Göttliches Gefühl der Wohlthätigkeit!
O wie glücklich ist der Sterbliche,
Der unter deiner Beherrschung lebt!
Wie glücklich der, der dir sein Herz ganz weiht!
Dreymal selig ist das Leben des Edeln,
Der frühzeitig den falschen Schimmer dieses Lebens
kennen lernt,
Und die betrügerische List heuchelnder Leidenschaften
Die den Menschen entehren.
O wie selig ist der, der entfernt von Städten
In der ländlichen Hütte wohnt,
Und dessen Geschäft ist, die leidende Menschheit zu
trösten!
Wer kann die Thränen der Unglücklichen sehen,
Ohne Rührung, ohne Gefühl?
Jene eiserne Seelen, die die Stadt nur erzeugt,
Nur die falsche Politik der Höfe bildet!
Da ist das Herz verschlossen für alle Theilnahme,
Da hat die Heiligkeit der Thränen keinen Werth.

Jedes Gefühl der Frömmigkeit wird da erstickt,
Und begraben unter den Lastern.
O wie bedaur' ich den Sterblichen,
Der kein anders Ich kennt, als sich selbst,
Der nur für sich lebt, für sich handelt!
Sein geiziges Herz wird Tag und Nacht
Durch Entwürfe von Intriguen gefoltert;
Sein nie zu ersättigender Egoismus
Dürstet immerfort nach Gold, nach Ehren,
Nie loderte die heilige Flamme der Menschenliebe in ihm auf;
Er lebt für niemand als für sich;
O Unglücklicher! Und du beraubst dich der edelsten und sanftesten der Genüße,
Des Genusses zu geben und Glückliche zu machen.
Sey du mir gesegnet, wohlthätige Gottheit!
Die du mir ein Herz gabst, empfänglich der Leiden meiner Brüder.
Traurig ist freylich manche Stunde des Theilnehmenden;
Sein Herz quält auch fremdes Leiden,
Schon genug gequält durch eigenes.
Doch der Ersatz übertrift weit alle die Leiden.
Die Thräne, die aus dem Auge des Dankbaren fließt,
Die Umarmung des Guten,
Welche Schadloshaltung verflossener Leiden!

O wär ich doch entfernt von den Palästen des Stolzes,
Wo nur der Geist der Intrigue seinen schwarzen Fittig
Ueber Sklavenseelen ausbreitet,
Die stolz und klein, hochmüthig und niedrig,
Jedes feinere Gefühl aus ihrem Herzen verscheuhen.
O wär ich entfernt, und könnte ich mit den Bewohnern der Hütten sagen:
Der Himmel gab mir wenig, aber dieses Wenige gehört auch der Armuth.
Die Frucht, die an meinen Bäumen wachset,
Theile ich freudig mit dem hungrigen Bruder,
Früchte und Milch, dieses ist's alles, was ich besitze;
Aber, alles, was mein ist, ist auch des andern.
Der Schatten des Baums, unter dem ich im Sommer sitze,
Der breitet auch seine Zweige über den ermüdeten Wanderer.
Hätte ich alle Schätze, die Lydiens Könige sammelten,
So wüßte ich hiefür keinen bessern Gebrauch,
Als die Wünsche des Edeln damit zu befriedigen,
Die Wünsche, einen Tempel der Wohlthätigkeit zu bauen.
Da sollte nie der stolze Fuß des Eroberers
Seine Schwellen entheiligen,
Nie sollte den Geiseln der Menschheit
Der Zutritt vergönnt seyn ins Heiligthum,

Nicht die Undankbaren, die die Schöpfung entehren,
Die Unterdrücker der Menschheit,
Die immer gewaffnet mit dem Schwert der Despoten
Menschen würgen, sollten wandeln unter diesen fried-
samen Hallen.

Sanfte Tugenden der Dankbarkeit,
Der Freundschaft und Liebe!
Euch allein stünden da Altäre.
Großmüthige Seelen, empfindsame und meitleidige
Menschen!
In eurem Zirkel wollte ich Hand an Hand
Die Festtage der Liebe feyern,
Blumenkränze von Rosen wollte ich flechten,
Und sie auf eure Häupter setzen,
Und eure Nämen mit goldenen Buchstaben
An jede Säule schreiben,
Die dieses Gewölbe unterstützte,
Und unter der Reihe der Nämen der Edeln
Wäre der erste Name — Friderich!

Mein

Mein Wunsch.

Wäre es mir ja vergönnt
Unter den Geschenken der Götter zu wählen,
So hätte ich nie Gold, nie Silber gewählt,
Nie eitle Ehre, nie die Pracht des Throns.
Staub wäre dieses alles für mich.
Verstand und Geist! Du allein hättest mich lüstern
machen können,
Aber auch nach dir gelüstet mich nicht mehr;
Ich sehe so viele Menschen unglücklich durch dich,
Und was bist du denn, Verstand, ohne Empfindung?
Mächtige Gottheit! Die du alles belebst,
Schenke mir von deinen herrlichsten Geschenken
Von deinen Wohlthaten nur wenige.
Gieb mir ein fühlbares Herz, einen Freund,
Und gesunden Menschenverstand.

Der

Der Berg.

Empfange meinen Gruß, majestätischer Berg,
Dessen Haupt sich mit Wolken decket,
Empfange meinen Gruß!
Dir zu Liebe verließ ich die blühende Flur,
Die im Thale rieselnden Bäche,
Den Schatten der Wälder —
Alles verließ ich um deinen hohen, einsamen Gipfel zu ersteigen.
O, wie ruhig bin ich hier!
Näher der Gottheit, weiter entfernt von den Menschen,
Die in meinen Augen nun wie Ameisen wimmeln.
Hier bin ich gesichert einige Zeit lang vor ihren Verfolgungen.
Weit übersehe ich die ganze Natur,
Nur die ist noch groß,
Alles übrige, was ein Werk der Menschen ist,
Ist klein, und verschwindet vor meinem Auge.
Hier fühl ich den reinsten Trieb zur Anbethung,
Nichts stört mich; kein trauriges Bild eines Leidenden
Zieht meine Blicke auf sich,
Alles, was Menschenelend heißt, ist weit unter mir,
Selbst der Kampf der Elemente.
Ich lebe in einer reinen Sphäre.

Der Donner rollt unter mir,
Die Blitze schlängeln unter meinen Füssen,
Ober mir ist Ruhe und alles heiter.
Mein Blick umfaßt ganze Gegenden,
Ich sehe die Stürme des Ozeans
Gleich einem Spielwerke
In unermessener Ferne.
Ich bin über alles erhaben,
Was in der Tiefe liegt.
Nur die Größe der Gottheit umschwebt mich im heiligen Schauer,
Und jeder meiner Gedanken ist Anbethung.
Ah! warum muß ich wieder zurück,
Um eine Welt wieder zu besuchen,
Wo Laster und Lüge thront!
Mit jedem Schritte, den ich abwärts steige,
Fühle ich, daß ich mich wieder der Welt nähere.
Die Wahrheit deckt sich wieder mit ihrem Schleier,
Und wie näher ich dem Menschengeschlecht komme,
Je mehr fühle ich, daß Irrthum und Dunkelheit es umgiebt.

Der machiavellistische Höfling.

Schändlichste der Kröten, die du im Staub kriechst,
Jeden ungesunden Hauch der Erde verschlingest,
Und in deinem scheußlichen Körper
Zum giftigsten Geifer kochst,
Schändlichstes der Thiere! leihe mir alle deine Eigenschaften,
Und du, Viper! dein geschmeidiges Wesen,
Deine kriechende Art,
Und deine Kunst zu umschlingen, zu züngeln, zu tödten.
Leihe mir dieses, und dann, Tyger! gieb mir
Deine Grausamkeit.
Und du, wildes Schwein! deine Unverschämtheit,
Und ich will alle die Ingredienzen
Mit dem Stolze eines unbändigen Rosses,
Mit der Listigkeit des Fuchsen,
Mit der Ausgelassenheit des Ziegenbocks,
Mit der Niederträchtigkeit des Schweins,
Und der Abgeschmacktheit des Affen
Vermischen:
Und wenn diese Mischung
In ihrer ganzen Verdorbenheit

Den

Den höchsten Grad der moralischen Fäulniß erhielt,
Dann steht sie da, ganz ausgebildet,
Die Seele des Höflings,
Die Seele des Machiavellisten.
Wenn dir kein Name zur Schändung mehr übrig bleibt,
Wenn du alle Ideen erschöpft hast,
Um einen Menschen zu lästern,
So bleibt dir doch noch der Inbegegriff aller Lastertitel
übrig,
Der durch ein Wort mehr ausdrückt,
Als alle Worte ausdrückten,
Mit denen man die Schandthat vom ersten Verbrecher
bis zum letzten brandmarkte, —
Das Wort — er ist ein Höfling,
Dieß will alles sagen;
Das heißt: Er kann lächeln,
Sanft lächeln, und doch ein Bösewicht seyn;
Das heißt: — Er kann scherzen und tödten,
Schmeicheln und verläumden,
Kriechen und verletzen,
Thränen im Auge haben und Bosheit im Herzen,
Loben und hassen,
Erheben und stürzen.
Zu schwach ist dieses Bild,
Um die Abscheulichkeit zu malen,
Die den Höfling charakterisirt.

Die

Die Quinteſſenz aus den Laſtern aller Welten
Liegt vereint im Punkt in ſeinen Herzen.
Seine immer gleiche Seele, immer bös und argwöhniſch, und niemals offen,
Sein heimliches, beſtändiges Lächeln,
Seine geſchmeidige Art immer dienen zu wollen,
Auch da, da er ſchadet und tödtet,
Seine eiskalte Miene,
Die nur Erbarmen lügt und niemal fühlt,
Die charakteriſirt ganz ſein boshaftes Weſen.
Immer gefällig, wenn nur er dadurch gewinnt,
Sollte je einem Fürſten ein Naſenragout gelüſten,
So wären alle Höflinge bereit,
Die Naſen aller andern zu liefern,
Wenn nur die ihrigen unbetaſtet blieben,
Auch würden einige Apologien über das Naſenragout ſchreiben.
O wie elend, o wie klein!
O Wurm, den ich da auf meiner Hand trage,
Wie edel biſt du!
Glücklich, daß die Natur euch, Elenden! Masken leiht,
Aus Fleiſch und Knochen.
Freylich elend genug zuſammgeknettet,
Aber doch immer Masken.

O könnte die Seele des Höflings in ihrer wahren Gestalt erscheinen,
Man würde zurück schaudern vor den fürchterlichsten Gespenstern,
Die an Höfen leben.

Meine

Meine Leiden.

O Gott! wo soll ich Ruh und Friede wieder finden,
Nach denen doch mein Herz in mancher Stunde geizt;
Da Bande mich von Stahl an Hof und Städte binden,
Wo keine Freude mehr die wunde Seele reizt.
Zur Menschenliebe war mein sanftes Herz erzogen;
Wenn Menschen litten, denn litt meine Seele auch;
Nie hat mein Knie sich feig vor Macht und Stolz gebogen,
Ich huldigte auch nie den Launen, dem Gebrauch.
Nie krümte sich mein Herz beym Schimmer falscher Größe,
Der Menschentrug, der war stets meinem Geist verhaßt,
Die Armuth war mir werth, ich deckte ihre Blöße,
Und nahm sie oft in Schutz gen Thoren im Pallast.
Ich wagte es mit Muth den Höheren zu sagen,
Daß Laster ihre Lust und ihre Freuden sind;
Mich täuschte nie der Schein in Schminke aufgetragen,
Beym falschen Schimmer war mein helles Aug nie blind.

Mit einem Herzen, voll von sanfter Bruderliebe,
Streckt' ich die Arme stets der Armuth freudig aus,
Und trocknete ihr Aug; war ihre Stirne trübe,
So gab ich Haab und Geld, und theilte Tisch und Haus.
Mit Kühnheit eilte ich die Unschuld zu erretten,
Gab dem bedrangten Weib den Gatten oft zurück;
Befreyte manchen Sohn von Kerker, Tod und Ketten,
Und waidete mein Aug an seinem frohen Blick.
Ich kämpfte oft mit Muth im heftigsten Gefechte
Auch gegen Rånkesucht und Rabulisterey;
Trotz der Despoten Wuth für Menschen heil'ge Rechte
Und gegen Grausamkeit und Richter Tyraney.
Als Feind des Vorurtheils griff ich den Aberglauben
Mit edler Kühnheit an, und wagte mich an Thron,
Wo diese Hydra saß, die Krone ihr zu rauben,
Und kämpfte ohne Furcht für die Religion.
Für Sitten, Redlichkeit, für Menschlichkeit und Tugend
Schrieb ich, und flößte Lieb' durch sanfte Töne ein,
Und opferte mit Lust die Jahre meiner Jugend
Dem Vaterlande ganz, mich ganz der Welt zu weihn.

Da

Da andere die Zeit mit Schwärmerey vertrieben,
Bey Mädchen und beym Wein da mancher Jüngling saß,
War ich an meinem Tisch, und hab für euch geschrieben,
Und dieses Aug war oft von Thränen für euch naß.
Ich fühlte euer Leid, ich fühlte eure Wunde,
Des Waisen Thräne, die aus seinem Auge floß,
Ich nahm mich seiner an, und freute mich der Stunde,
In der ich Linderung in seine Wunde goß.
Nie war mein kleines Haus dem armen Mann verschlossen,
Ich hörte jeden an, der ängstlich zu mir kam,
Und wenn aus seinem Aug des Kummers Thränen flossen,
So wars gewiß mein Herz, das warmen Antheil nahm.
Nur traurig wars für mich, da ich zur Hilf durch Thaten
Mich manchmal schwächer fand, als es mein Wille war;
Allein in diesem Fall hab ich doch stets gerathen,
So wie man Brüdern räth bey drohender Gefahr.
Oft bey der Menschheit Druck, bey der Politik Ränken,
Wo man die Achsel zückt, und keiner Hilfe weiß,

Vergaß ich die Gefahr; um nur auf Hilf zu denken,
Gab ich mich selbst sehr oft der Schurken Bosheit
preis.
Ich fühlte euern Schmerz, ich fühlte eure Leiden,
Im Unglück weinte ich, und grämte mich mit euch;
Und bey des Glückes Schein, da theilt ich eure Freuden,
Und war bey euerm Glück vergnügt, zufrieden,
reich.
Stets fühlt' ich euer Glück, stets fühlt' ich euern Segen,
Ihr Brüder! euer Heil war meines Herzens Heil,
Und in der Unglücks Nacht, wie bey den heitern Tägen,
An allem, was euch traf, nahm ich den wärmsten Theil.
Der Tag war Glück für mich, wo ich sah Männer
lohnen,
Die ihren Pflichten treu, der Menschheit Werth
geschätzt,
Dann fühlte ich mich arm, und wünschte mir dann
Kronen,
Ich hätte alle sie auf eure Stirn gesetzt.
Nie neidete mein Herz den Reichern und den Größern;
Ich ehrte jederzeit den wahrhaft grossen Mann;
Ich schätzte das Verdienst als Vorbild mich zu bessern,
Und nahm der Größe Bild als Muster für mich an.

Dem

Dem Glücklichern als ich, dem wünscht' ich doppelt Glücke,
Nie hat der Neid mein Herz, nie Scheelsucht es entehrt,
Stets sah ich andrer Glück mit einem heitern Blicke,
Und hielt den niedrigsten auch seines Glückes werth.
Die Menschheit war mir theur, ich schätzte wahre Größe,
Doch beugte sich mein Knie nie vor der Sklaverey.
Mit Sanftmuth deckte ich der Grossen ihre Blöße
Und Fehler liebreich zu, doch nie die Tyranney.
Den Höheren als ich die Ehrfurcht zu bezeugen
Mit Anstand, dieses war für mich stets wahre Pflicht,
Allein vor Narren mich gleich einem Bückling beugen,
Und schmeicheln, dieses lag in meiner Seele nicht.
Nie blendeten mein Aug die Bänder und die Sterne,
Nie sah ich auf das Kleid, stets sah ich auf den Mann,
Und dachte, das, was glänzt, glänzt oft nur in der Ferne,
Der Weise sieht die Sach auch in der Nähe an.
Religion war stets mir ehrfurchtsvoll und heilig,
Und Christus reinste Lehr war meinem Herzen werth;

Doch fand ich, ich gesteh's, oft niedrig und abscheu-
lich,
Was grober Eigennutz den dummen Pöbel lehrt.
Verläumder haßte ich, und jene Hypokriten,
Die nur den Splitter in des Nächsten Auge sehn,
Die fern von Frömmigkeit, von Tugend, und von
Sitten,
Mit größern Balken selbst im Dunkeln umher
gehn;
Die gleich der Schlangenbrut die Gegenden verpe-
sten,
Aus Dummheit Vortheil ziehn, vom Aberglauben
Geld,
Und ihren dicken Wanst vom Gut der Menschen mä-
sten,
Wofür man die Vernunft in harten Fesseln hält.
Was solche Menschen mich zu glauben zwingen wollten,
Das glaubt' ich freylich nie, es war der Men-
schen Fluch,
Dann wo durch Tyranney der Menschen Thränen
rollten,
Fand ich mit Christus Lehr stets einen Widerspruch.
Nein, Menschenvater! nein! des Glaubens heil'ge
Zwecke
Geduldem wirklich nicht des kleinsten Würmchens
Pein,

Und wenn bey Priestern ich Verfolgungssucht entdecke,
So sagt mein Herz mir laut: Das kann dein Werk nicht seyn.
Nur Duldung, Menschenlieb' fand ich in den Gesetzen,
Und Christus legte sie uns heilig an das Herz,
Und kann ein Glaubender die Menschenlieb' verletzen,
So ist das heiligste für seine Denkart Scherz.
Den Heuchler scheuhte ich, wie jene niedre Klasse,
Wo nur die Gleisnerey des Glaubens Maske trägt,
Durch falsche Frömmigkeit und schändliche Grimasse
Das arme Volk bethört, und es in Fesseln legt.
Stets sagt ich dieses frey, und fühlte oft den Geifer,
Den Bigottismus mir an meine Stirne spie:
Allein bey allem dem erkaltete mein Eifer,
Fürs Gute meine Lust, und mein Bestreben nie.
Verfolgung war mein Theil; für alles jenes Gute,
Das ich mit Herzensdrang der Menschheit gern erwieß,
War die Erwiederung, das man mit kaltem Blute,
Bedurfte ich der Hilf, mich grausam von sich stieß.
Der Freygeist, der Bigott, der Höfling, die Zeloten,
Der Dummkopf und der Schurk, der Schmeichler und der Narr,
Die raften sich zusamm, verfolgten mich in Rotten,
Mit allem dem, was bös, und niedrig denkend war.

Dieß

Dieß alles war mir feind, und suchte mir zu schaden,
So vieles kostet es hienieden weis zu seyn;
Vom strengen Herren an bis Excellenz und Gnaden
Sieht man dem Denkenden gern in das Antlitz spein.
Wie traurig ist das Loos im Schwarm der Thoren leben!
Was kann der Edle wohl für diese Menschen thun?
Er darf sein Haab und Gut und selbst sein Blut noch geben,
Sie wissen ihm nie Dank, und lassen ihm nie Ruh.
Zu niedrig ist ihr Geist für wahre Dankgefühle,
Nur Schadenfreude nährt ihr ganz verdorbnes Herz,
Ehr, guter Name, Ruf, sind dieser Menschen Spiele,
Entehren, schädlich seyn, das ist für sie nur Scherz.
Ihr duldungsloser Geist ist gänzlich ohne Liebe,
Und nur Verfolgungssucht ist ihre Raserey,
Ihr Zunge gleicht dem Schwert, mit wiederholtem Hiebe,
Trennt es der Menschheit Band, das Band der Lieb' entzwey.
Sie thürmten, wär es noch in heut'ger Zeit zu rathen,
Gewiß mit Bonzenwuth noch Scheiterhaufen auf,
Und jeder, der nur denkt, der müßte sicher braten,
Am Willen fehlt es nicht, nur an der Zeiten Lauf.

Kann wohl der Gute je noch solchen Menschen trauen,
Bey denen die Vernunft, Gefühl vergebens ruft?
Verstecken möcht ich mich vor ihren Tigerklauen,
Verstecken Weib und Kind in eine dunkle Kruft;
In Wälder möcht ich fliehn, wo wilde Tiger wohnen,
Sie würden menschlicher als meine Brüder seyn;
Ich würde ihre Brut und sie der meinen schonen,
Und also könnt ich mich doch noch des Lebens freun.
Der Weise geizt nach Ruh, sein Lohn ist stiller Frieden,
Und der ist mir verneint, um den ich alles gab!
O welcher Wunsch bleibt wohl dem Guten noch hienieden?
Die Hofnung auf den Tod, das Sehnen nach dem Grab.
Der Tod, der lächelt uns gleich einem Freund entgegen,
Weil er uns unsern Gram und unsern Kummer nimmt;
Ich seh mit tiefem Blick der Zukunft heil'gen Segen
Im Funke, der in mir für beßre Welten glimmt.
Doch heilige Natur, die herrlichsten Geschenke,
Die diese Welt uns gab, die sind uns Weib und Kind:

Geschen-

Geschenke der Natur, doch wenn ich an sie denke,
So fühl' ich, in dem Staat daß sie uns Bürden sind.
Denn was ist wohl ihr Loos, sagt doch was wartet ihrer,
Wenn sie der Gottheit Hand nicht vor den Bösen schützt?
Was kümmert sich der Staat? Der reichere Verführer
Hat manche Unschuld ja zu seiner Lust genützt.
Was kann man edleres dem Staat als Kinder geben?
Sie sind der Menschheit Wohl, sie sind der Länder Glück!
Doch wenn ich denke, wie die Reichen bey uns leben,
So fleh ich, Gott! zu dir, nimm alle sie zurück.
Hienieden kann uns nur ein Wunsch noch übrig bleiben,
Ein Wunsch, den nicht mein Herz, nein, den der Staat mir gab;
Zur Schande der Natur will ich ihn nieder schreiben:
Verschließ an einem Tag uns alle in ein Grab!
Wie hirnlos sind denn nicht die meisten Menschen-Köpfe,
Und wie verfolgungsvoll der Menschen größte Zahl!
Was macht ihr länger hier, unglückliche Geschöpfe!
Der Tod sey euer Wunsch, der Tod sey eure Wahl.

Was

Was kann ein guter Mann den Kindern hinterlassen?
Ein Herz, das braucht man ja in unsern Tagen nicht.
Der, der sich schwingen will, der geht auf andern Strassen,
Und tritt mit stolzem Fuß der Menschheit Recht und Pflicht.
Der Dummkopf und der Schurk, die machen reiche Beute,
Und treten auf das Haupt den armen Redlichen!
Was braucht die Welt wohl heut noch gute edle Leute?
Bey Lasterhaften kann ja Tugend nicht bestehn.
Doch bleibt ihr Kinder, denkt, des Weisen Pflicht ist harren,
Der Kampf der Tugend will's, dieß ist des Edeln Loos,
Bey Schurken redlich seyn, und weise bey den Narren,
Dieß macht der Tugend Werth, und macht die Menschen groß.
Erwartet nichts von Gunst, auch keinen Lohn hienieden,
Die allerkleinste Zahl der Menschen ist's, die denkt;
Sucht im Bewußtseyn Ruh, im Innern euern Frieden,
Das übrige läßt Gott, der alle Welten lenkt.

Der Menschen größte Zahl besteht aus einem Haufen
Von Thoren, diese sind zum Ruf der Weisheit taub;
Ihr Seligseyn besteht in Schwärmen, Huren, Saufen,
Und ihren Lüsten wird die halbe Welt zum Raub.
Die größte Lebenskunst ist in den heut'gen Tagen
Bey Bösewichtern frey von aller Bosheit seyn,
Und Narren ihren Stolz mit Sanftmuth zu ertragen,
Doch ohne selbst ein Narr und Bösewicht zu seyn.
Doch wer nicht ist im Taig des Hofes eingeknettet,
Der fliehe von der Stadt, und lebe in der Still;
Er denke, daß er sich von vielem Uebel rettet,
Von dem der Gute ist der Glücksball und das Spiel.
Wie sorgenvoll muß man nicht an den Höfen wandeln!
Der Menschen größter Theil ist äußerst ungerecht;
Man darf beständig gut, beständig redlich handeln,
Doch unterliegt man im politischen Gefecht.
Wer seinen Fürsten liebt, dem Vaterlande nützet,
Der wird am meisten selbst das Opfer seiner Treu;
Die Tugend ist es nicht, die da den Guten schützet,
Auch gegen Gute bringt man Fürsten Argwohn bey.
Der für die Wahrheit spricht, den heißt man unbescheiden,
Bey bösen Höflingen ist Redlichkeit verhaßt;

Der

Der Thor wird das Talent, der Schurk die Tugend
neiden,
So wird dem Redlichen das Leben denn zur Last.
Nie geht man grad an Mann; durch heimliche Intrigue
Stürzt hie Cabalensucht, und lächelt noch dabey,
Bedaurt, wenn sie erdrückt, und freut sich ihrer Siege,
Und jeder Denkende wird muthlos, schüchtern,
scheu.
Wer kann in dieser Lag, im äußersten Verderben
Dem Vaterlande und dem Fürsten nützlich seyn?
Was bleibt dem Redlichen? Nichts als der Wunsch
zu sterben,
Nur der Gedanke, Tod, der kann den Edeln
freun.
Er sieht die Zukunft vor; es kann nicht besser werden,
Denn nur die Tugend ist's, die Glück und Wohl
erhält,
Und die verscheuhet man auf dieser weiten Erden,
Was Wunder dann, wenn Staat und Heil der
Länder fällt.
Mit Freuden will ich einst dem Tod entgegen lächeln,
Der von der Welt mich nimmt aus dieses Kerkers
Gruft,
Und freuen will ich mich beym letzten Todesröcheln,
Daß meine Stunde mich in beß're Welten ruft.

Nur

Nur Kummer kränkt mich hier, ich hatte wenig Freuden,
Weil stets mein fühlbar Herz bey anderer Unglück litt,
Denn weinte je ein Mensch, gedrückt durch Gram und Leiden,
So floß aus meinem Aug auch meine Thräne mit.
Wo nur mein Blick hinsah, da fand ich Stoff zu trauern,
Ich sah das faule Stroh, das niedre Hütten deckt,
Das Laster im Pallast, wo unter hohen Mauern
Die Sonne Menschen nie zur Theilnahm andrer weckt.
Am Morgen hörte ich der Reichen Pferde wiehern,
Da mancher Arme scheuh in einen Winkel schlich,
Gerechtigkeit und Recht fand ich in grossen Büchern,
Woraus die Billigkeit und Menschenliebe wich.
Mein Herz empörte sich bey Ungerechtigkeiten;
Die schwache Armuth nahm ich gern in meinen Schutz;
Vertheidigte das Recht von unterdrückten Leuten,
Die Sach der Billigkeit, und both der Bosheit Trutz.
Doch Menschen! o wie sehr wird nicht ein Herz betrogen,
Das nicht das eure kennt, und oft nicht kennen will.

Wie viele haben mir nicht Armuth vorgelogen,
Und da ich ängstlich half, so lächelten sie still.
Verstellung larvte oft des bösen Heuchlers Stirne,
Der mein empfänglich Herz mit Thränen hintergieng,
Und Unschuld log mir ja so manche schlechte Dirne,
Der Faule Armuth vor, der meine Hilf empfieng.
So schändlich wird man oft von Menschen hintergangen;
Doch spricht das gute Herz uns noch im Innern frey;
Wenn Menschen dringend Hilf von anderen verlangen,
Vermuthet der, der fühlt, wohl die Betrügerey?
Sagt, war es meine Schuld, wenn andre boshaft dachten,
Verstellung kennt, mein Gott! das fühlend Herz ja nicht.
Es kränkt durch Argwohn nicht, den Menschen stets zu achten
Nicht untersuchen, nein, zu helfen ist ihm Pflicht.
Die Welt, die kann uns wohl sehr viel zu Schulden legen,
Weil sie zwar klüger denkt, doch wenig menschlicher,
Dem Bösen scheint die Sonn, den Schlimmen netzt der Regen,
Thu Gutes, klügle nicht, so sagt uns ja der Herr!

Ver-

Verzeih, wenn ich zu dir voll von Vertrauen spreche,
Dieß Herz, das Menschen liebt, empfieng ich, Gott, von dir.
War meine Gütigkeit für Brüder eine Schwäche,
So nimm, o guter Gott! heut dieses Herz von mir.

Liebe.

Liebe.

Gefühl der Zärtlichkeit, du Gabe schöner Seelen!
Du himmlisches Geschenk, das uns die Gottheit gab!
Laß deine Schönheit mir vor meine Augen stellen,
Und drück dein Engelsbild in meinem Herzen ab.
Gefühl der Zärtlichkeit! Du Abglanz reiner Liebe!
Der Lebensfreude schenkt, und Lebens-Wonne giebt.
Der Gottheit Typus du! du Trieb der reinsten Triebe!
Wie groß wird unser Ich, wenn unsre Seele liebt.

Was bist du Liebe? Sag, wie viele Menschen kennen,
Was wahrhaft lieben heißt; man schäkert, schmachtet, küßt,
Umarmt sich, sieht sich an, und bey dem zarten Sehnen
Fühlt unser Herz, daß es im Innern was vermißt.
O Menschen! Lernet doch, der Liebe wahre Quelle
Liegt in den Sinnen nicht; sie ist des Geistes Theil;
Sie ist ein sanftes Feur, ein Eigenthum der Seele,
Und biethet ihren Schatz nicht bloß den Sinnen feil.

Wenn

Wenn nur die Larve reizt, die schöne Außenhülle,
So ist der Hang nicht Lieb, nein, er ist Sinnlichkeit,
Der Mensch wird nach und nach der Leidenschaft zum Spiele,
Und deine Liebe sinkt am Opferheerd der Zeit.
Die Leiter des Gefühls, die sind zwar unsre Sinne,
Entdeckt das Herz durch sie der Schönheit Reitzbarkeit,
So lockt uns eine Kraft, so wie die Blum' die Biene,
Doch Sättigung, die straft bald unsre Lüsternheit.
Der Mensch genießt so gern, was seinen Sinnen schmeichelt,
Von allem, was ihn reizt, wünscht er sich den Genuß.
Die Liebe seines Selbst ist Ursach, daß er heuchelt,
Und oft betrügt er sich bey Händedruck und Kuß.
Bey tausend Liebenden liebt wahrhaft oft nicht einer,
Sobald man nntersucht, was wahrhaft lieben heißt.
Denn unter Tausenden belauscht sein Herz oft keiner,
Bis ihn erst Zeit und Weil aus seinem Schlummer reißt.
Der, welcher wahrhaft liebt, ist fern von Eigenliebe,
Sein Gegenstand allein, der ist sein anderes Ich;
Daher währt keine Lieb', als die der reinen Triebe,
Denn Sinnlichkeit in uns ist stets veränderlich.

Gewohn=

Gewohnheit und Genuß ermüden unser Leben,
Der, welcher viel genießt, genießt stets weniger,
Willst du nach wahrem Glück, nach wahren Freuden streben,
Genieße mit Vernunft, und du bist glücklicher.
Der Sinne Lust kann nie dein ganzes Herz erfüllen,
Der Weise kostet nur mit sanfter Mäßigung;
Der Thor verschlingt die Freud, und wird bald Unlust fühlen,
Denn die Natur, die rächt die grobe Sättigung.
Der wahre Liebe kennt, genießt die Lieb' bescheiden,
Er sättigt nie sein Herz, das immer Wünsche hat;
Er weiß, nur Wünsche sind die Würze unsrer Freuden;
Sie hören alle auf, ist unser Herz einst satt.
Die Sinne werden stumpf durch sinnliches Genießen,
Und Sättigung erweckt den Eckel statt der Lust.
Nur Weisen, welche klug oft zu entbehren wissen,
Ist Wonne, Freud' und Lohn der Mäßigung bewußt.
Die Dauer macht das Glück, nicht Heftigkeit und Kürze;
Durch sie wetzt das Gefühl sich in dem Körper ab,
Die Tugend ist allein der wahren Liebe Würze,
Das Laster ist ihr Feind, die Wollust ist ihr Grab.
Ersättigung war stets der Menschenfreuden Klippe,
Der, der ins Innere der Menschenfreuden drang,
Der schlürft die wahre Lust mit unverdorbner Lippe
Und jener Feinheit ein, nach der der Kluge rang.

Der

Der Mensch, der wechselt gern, und suchet neue Freuden,
Er haßt die Schönheit selbst; fühlt er ihr Einerley,
So wird sie ihm zur Last, er sucht von ihr zu scheiden,
Und macht sich mit Gewalt oft seiner Fessel frey.
Das Herz kann nur allein der Liebe Dauer geben,
Und übertrift oft weit die reizendste Gestalt,
Das Herz giebt neues Seyn, und neuen Schwung dem Leben,
Macht durch Gewohnheit nicht die wärmste Liebe kalt.
Ihr Mädchen lernet doch der Liebe Zauberkräfte,
Denkt, daß die Tugend nur der Bande stärkstes sey;
Macht tugendhaft zu seyn euch täglich zum Geschäfte,
Und wer euch einmal liebt, der bleibt euch ewig treu.

Taschenbuch für Prinzen.

Prinz! fürchtet einen Gott, der ober euch regiert,
Dieß ist der erste Schritt, der zu der Weisheit führt.
Liebt die Religion; seyd stets der Tugend Retter;
Entfernt von euerm Hof des Glaubens eitle Spötter.
Wer Gottesfurcht vergißt, der kennt auch keine Pflicht,
Wer seinen Gott nicht liebt, liebt auch den Fürsten nicht.
Der Freygeist ist ein Mensch, der auf sich selbst vermessen,
Den Glauben gar nicht kennt, der seinen Gott vergessen:
Der ohne Tugend ist, und ohne innrer Kraft,
Ein Sklave uud ein Knecht von jeder Leidenschaft,
Der heut euch Treue schwört, und morgen sie nicht haltet,
Den Nebenmenschen drückt, und schlecht sein Amt verwaltet,
Der alles keck entweiht, was man noch heilig nennt,
Dem besten Freund den Stahl in seinen Busen rennt,
Wenn er zu tödten wünscht: der ohne Grundsatz handelt,
Und jedes Laster wagt, wenn ihn die Lust anwandelt.
Sagt, wenn ein Ungeheuer, das so nach Lastern strebt,
An eurer Seite, Prinz! an eurem Hofe lebt,

Welch Elend droht euch selbst, und euern ganzen Staa-
ten!
Wer keinen Gott nicht scheut, wagt Fürsten zu ver-
rathen.

Nur der, mein theurer Prinz! der wahre Tugend
hat,
Nur der ist, glaubet mir, ein guter Mann im Staat.
Er kennt die Frömmigkeit, und folgt den Pflichten
treulich;
Ihm ist der Fürst stets werth; sein Vaterland stets
heilig.
Erkennet diesen Mann an seiner Billigkeit,
Frey von der Heucheley in biedrer Redlichkeit.
Wer über Tugend, Prinz! an euerm Hofe spottet,
Glaubt, daß er böse ist, und sich zum Bösen rottet.
Nie schämt ein guter Mann der Tugend sich zu weihn,
Nie schämt er sich, mein Prinz! ein guter Christ zu seyn.
Es war von jeher, Prinz! der Kunstgriff mancher Grossen,
Was Glaubenssachen sind, zu nennen eitle Possen.
Die Ursach fällt leicht auf, der Glaube schränkt uns ein,
Und Bosheit wünschet sich ganz unumschränkt zu seyn.
Laut ist der Widerspruch, an einen Gott zu glauben,
Und doch dabey zugleich nach Willkühr Länder rauben.
Nicht wie ein Henker bringt der Christ den Nächsten um:
Er kennt der Menschheit Werth; sein Evangelium.

Mit Demuth folget er den heiligen Gesetzen,
Und er wird nie die Pflicht der Menschenlieb verletzen;
Er folgt der reinen Lieb. In diesem heil'gen Buch
Steht nichts von Räuberey, von Menschentrug und Fluch.
Und dennoch möchte man stets morden, rauben, drücken;
Daher muß man sich selbst gleichwohl sein Gläubchen
flicken:
Und flickt es sich nicht gut, so tritt man toll und kühn
Zu Boden das Gesetz mit Unverschämtheit hin,
Folgt nur der Leidenschaft, dem Kitzel seiner Lüste,
Als wenn von Gott das Herz gar keine Sylbe wüßte.
Der Glaube, heißt es, Prinz! ist nur fürs Volk gemacht;
Von Grossen wurd er stets im Herzen ausgelacht.
Man muß dem Aeußern nach fürs Volk wohl etwas
scheinen;
Im Innern kann ein Fürst denn glauben oder meinen,
Was er wohl selbsten will. Die Niederträchtigen!
So elend möchten sie oft ihre Fürsten sehn!
Die Ursach ist sehr leicht, mein Prinz! hier zu ergrün-
den;
Das Laster kann nur Schutz bey Lasterhaften finden.
Der Böse weis es wohl: sind Fürsten tugendhaft,
So wird das Laster bald von ihrem Hof geschaft.
Verachtet die, mein Prinz! die sich des Glaubens schä-
men,
Denn sie sind aufgelegt zu allem Unternehmen.

Wer sich des Glaubens schämt, der schämt sich seiner
Pflicht:
Wer keine Gottheit scheut, der scheut auch Fürsten nicht.
Doch hütet euch, mein Prinz! nicht jedem gleich zu flu-
chen,
Den man euch Freygeist nennt; ihr müßt erst untersu-
chen.
Verläumdung brandmarkt oft mit heuchlerischer List
Als Freygeist einen Mann, der gar kein Freygeist ist.
Einst schrieb ein böser Mann auf falsch erdachte Listen
Viel Ehrliche des Staats, als wären sie Nichtchristen.
Was soll ich? sprach der Fürst, und sah die Bosheit ein;
Schreib lieber, fuhr er fort, dich selbst als Böswicht ein:
Denn sollt' ich diese Leut von meinem Hofe schaffen,
So müßte ich im Schoos von bösen Heuchlern schlafen.
Sag denn, wo fände ich denn wieder Fried und Ruh
Bey Menschen, die so arg und boshaft sind, wie du?
Am Hofe findet ihr, mein Prinz! bey andern Rotten
Von Niederträchtigen auch eine der Bigotten,
Die noch weit schlimmer sind, als je ein Freygeist war,
Weil Heucheley sie deckt; man sieht nicht die Gefahr,
Weil sie so meistentheils in die verborgnen Schlingen
Den Redlichsten des Staats durch die Verläumdung
bringen.
Sie sprechen stets von Gott, stets von Religion,
Und ihr ganz schwarzes Herz weis doch kein Wort davon.

Sie bücken sich; ihr Glaub besteht nur in Grimassen,
Und niemand in der Welt kann so wie diese hassen.
Die Schlange selbst, mein Prinz! hat kein so tödtend Gift,
Und soviel Böses hat noch nie ein Mensch gestift.
Sie wollen euer Herz am Gängelbande führen,
Und euern Kopf, mein Prinz! durch Schwärmerey verwirren,
Und schwächen euer Herz: denn ist das Herz einst schwach,
So haben sie gesiegt, ihr gebt dem Eindruck nach.
Denn heucheln sie aus euch, was sie erheucheln wollen,
Und wenn die Menschheit selbst und Länder fallen sollen.
Ihr Kunstgriff gründet sich auf eure Schüchternheit,
Sie täuschen euer Herz mit falscher Frömmigkeit.
Nichts übler ist, mein Prinz! als Irrthum im Gewissen:
Man fällt so leicht darein, und wird so hart entrissen.
Man eilt dem Bösen nach, verblendet von dem Schein,
Und glaubt im Laster selbst noch tugendhaft zu seyn.
Man folgt der Leidenschaft, und läßt oft Menschen tödten,
Und bildet sich denn ein, man darf nur wieder bethen.
Der Todesschweiß, der noch von Menschenstirnen träuft,
Wird wieder gut gemacht, wenn man in Tempel läuft.
Prinz! Laster, die man kaum den Büchern anvertaute,
Die wurden oft verübt von dem, der Kirchen baute.

Seht

Seht die Geschichte nach, oft baute ein Barbar,
Der ganzen Menschheit Fluch, den prächtigsten Altar,
Und glaubte sich mit Gott für die erpreßten Thränen
Der Menschheit wiederum im Todbett auszusöhnen.
Flieht den Bigotten, Prinz! duld't keinen um euch her;
Denn hört ihr ihn, o Prinz! — o denn regiert schon er.
In euerm Namen wird er morden und zertretten,
Und auf den Leichen denn für die Erwürgten bethen.
Hält diesen Satz, mein Prinz! der Fall der Monarchie
Ist die Freygeisterey und die Bigotterie.
Seyd fromm, mein edler Prinz! weiht eure erste Jugend
Der Menschenliebe, denn sie ist die schönste Tugend.
Ein frommer König ist ein Gott auf seinem Thron,
Der Menschen Glück sein Wunsch, ihr' Seligkeit sein Lohn.
Mit Anstand müßt ihr, Prinz! in heil'ge Tempel tretten,
Nicht plappern, wie ein Weib; mit Anstand müßt ihr bethen:
Denn Bücher und Gesang — ich sag euchs ohne Scheu —
Macht nicht die Andacht aus; ist oft nur Heucheley.
Die Seele spricht zu Gott; ihr Flehn dringt zu den Sternen,
Mein Prinz! doch muß der Mund sich nie vom Herz entfernen.
Die Wahrheit sey euch lieb, mein Prinz! nur sie allein
Erhebet Könige, und kann ihr Schutzwehr seyn.

Was

Was ihr versprecht, mein Prinz! das sey euch Pflicht
zu halten;
Die Heiligkeit des Worts, das war der Stolz der Alten.
Erfüllung euers Worts ist, Prinz! stets eure Pflicht;
Allein gebt euer Wort doch unbedachtsam nicht.
Seyd gütig, freundlich, Prinz! Es les' in euerm Blicke
Der Unterthan sein Wohl, sein Heil, sein ganzes Glücke.
Wie selig ist der Wunsch, und wie das Glück so rein,
Der Vater seines Volks und sein Regent zu seyn! —
Preßt nie den armen Mann, vermehrt nie die Beschwerde,
Und denkt, er ist wie ihr, gemacht aus Staub und Erde.
Erinnert euch nur stets; auch ihr seyd Adams Sohn;
Erschaffen wie der Bau'r aus einem schwachen Thon.
Am Opferheerd des Grabs sinkt jeder Mensch einst nieder,
Und wie ein Bettler fault, so faulen Königsglieder.
Erwägt des Armen Last, die seine Schultern drückt,
Und habt ihr ihn befreyt, so nennt euch denn beglückt.
Gebt jedem seinen Lohn; hart ist er zu gewinnen
Durch Arbeit und durch Fleiß: doch das heißt ihn verdienen.
Den, der die Arbeit scheut, und doch belohnt will seyn,
Den sperrt ins Narrenhaus zu seines gleichen ein.
Das Geld, das ihr bekommt, das sollt ihr nicht verschwenden;
Der Unterthan, mein Prinz! vertraut's nur euern Händen.

Verwalten müßt ihr es; verschwenden dürft ihr's nicht,
Denn Häuslichkeit, mein Prinz! ist auch der Fürsten Pflicht.
Seht dort die Menschen an, die halb vor Armuth sterben,
Und lernt, wie hart es ist, sein Geld sich zu erwerben.
Wie kann man tausende verschwelgen und verthun,
Den armen Bauer sehn, und unempfindlich ruhn.
Seht, welch ein schwarzes Brod der arme Mann verdauet,
Der seine Pfenninge in euern Händen schauet.
Seht seine Kinder; — mein Herz zerbricht — o Gott!
Sie schreyen nun um Hilf, und betteln nun um Brod.
Seht ihre Lumpen an, besuchet ihre Hütte —
Ich weis, ja Prinz! ihr hört der Unterthanen Bitte.
Ich seh in eurem Aug, wo eine Thräne steht,
Daß euch die Armuth rührt, die um Erbarmen fleht.
Seyd Vater, seyd Gemahl, seyd Fürst, in euern Händen
Liegt ganzer Länder Wohl. Laßt euch doch nicht verblenden.
Glaubt nicht, daß euch der Thron der Fürsten glücklich macht,
Wenn euer stolzes Herz der Armuth Drang veracht.
Hier nur im Herzen, Prinz! liegt wahres Glück im Leben;
Geburt kann einen Thron; das Herz nur Glücke geben.

Behan-

Behandelt jeden gut als euern Unterthan,
Und seht — ihr seyd ein Mensch — ihn auch als Menschen an.
Laßt selbst den Bettler vor, und laßt ihn mit euch sprechen,
Und wenn ihr straft, mein Prinz! so strafet das Verbrechen,
Und schont des Menschen stets, gebt seinen Fehlern nach;
Denkt, Fürsten fehlen auch, und Fürsten sind auch schwach.
Eur Herz vertheidige stets des Verbrechers Sache,
Und wenn ihr strafen müßt, so strafet ohne Rache.
Denkt stets, ein Vorurtheil macht Menschen groß und klein;
Man ehrt den größten Dieb, und sperrt den kleinen ein.
Oft, wenn ein Mörder stirbt, sind die, die tausend morden,
Vom Vorurtheil belohnt mit Bändern und mit Orden.
Doch ohne Strafe, Prinz! kann kein Verbrechen seyn,
Nur stimme die Vernunft stets mit der Strafe ein.
Laßt ihr den kleinen Dieb in euern Landen henken,
Mit welchem Recht könnt ihr dem großen Freyheit schenken?
Die Straf trift jeden gleich; für jeden gleiches Recht;
Da adelt nicht der Stand, und rettet kein Geschlecht.
Prinz! gebet eure Macht nie in des Reichen Hände,
Und daß doch euer Herz der Adel niemal blende!

Er beugt sich krumm vor euch; nennt sich Sklav, Unterthan,
Und, übersehr ihr es, so wird er zum Tyrann.
Im Stillen neidet er, euch Prinz! um Rang und Größe,
Er sucht stets euern Fall, und lauscht auf jede Blöße.
Prinz! seyd, ich bitte euch, mit ihm nie zu vertraut:
Der Zufall, der euch schwächt, ist der, auf den er baut.
Seht die Geschichte nach. So ist es stets gewesen.
Die Wahrheit könnt ihr noch in mancher Chronik lesen.
Des Adels Größe wächst, wenn die des Fürsten fällt.
So gieng es, lieber Prinz! von jeher in der Welt.
Dort, wo der Stärkste herrscht, dort sind die Starken Knechte,
Doch nie vergiebt ihr Herz die sich gemachten Rechte.
Nützt die Gelegenheit, und wenn es ihm denn glückt,
So ist es der Tyrann, der Länder unterdrückt.
Denn giebt der Fürst sein Recht aus seinen eignen Händen,
So wird der, dem ers giebt, zum stillen Mitregenten.
Prinz! achtet Größe nie; verehret nur den Mann,
Und haltet nur für groß den guten Unterthan,
Auf den ihr trauen därft, der euch entgegen eilet,
Sein Herz mit euerm Wohl, und euern Bürgern theilet.

Nicht

Nicht der auf Pergament zehntausend Ahnen zählt,
Wenn seinem Herzen Treu und wahre Tugend fehlt.
Der stolz auf die Geburt; auf seinen Rang vermessen,
Nichts weis, und nichts versteht, als arme Menschen pressen:
So sprecht, und glaubt mir, Prinz! ist dieses eure Sprach,
So spricht euch bald am Hof der Höfling selbsten nach.
Bey alledem, mein Prinz! vergeßet nie die Treue,
Und was auch das Verdienst der wahren Größe seye.
Erinnert euch mit Dank, was jederman im Staat
Für euch, für Land und Leut, und für das Ganze that.
Und denket, Könige mit ihren Millionen,
Die sind doch nie im Stand den Ehrenmann zu lohnen.
Wenn nicht das Herz uns lohnt, die Tugend, unsre Pflicht,
So lohnen Könige mit Millionen nicht.
Sucht stets den Edeln auf; entfernt vom Hof den Narren,
Und Schmeichler, die ihm gleich in böser Schalkheit waren.
Hört nie Verläumdungen, und wenn man Böses spricht,
Hört den Beklagten an; verurtheilt eher nicht.
Wenn ihr ermüdet seyd von euern Staatsgeschäften,
So weihet euch der Lust und schöpfet neue Kräften.

Jagt, spielt, thut was ihr wollt, vergeßt nur Tugend nicht,
Und beym Vergnügen selbst denkt noch auf Fürsten-Pflicht.
Zur Unterhaltung, Prinz! könnt ihr wohl manchmal jagen.
Doch sollt ihr nie, mein Prinz! kühn euer Leben wagen.
Pflicht ist es euch, daß ihr für euer Leben wacht;
Wie oft hat nicht ein Sturz schon Fürsten umgebracht.
Sucht das Vergnügen selbst nach der Vernunft zu richten,
Und denkt der gute Mensch hat gegen Thier auch Pflichten.
Nie darf die Grausamkeit ein edles Herz entweihn;
Auch gegen Thiere selbst muß man noch menschlich seyn.
Die Jagd, die diene euch, mein Prinz! nur zum Ergötzen,
Doch sollt ihr sie nicht mehr als eure Pflichten schätzen:
Nie sey sie Leidenschaft; wenn Hirsch und wildes Schwein
Für euch schon alles sind, was soll der Bauer seyn?
Wählt nie ein solch Geschäft zu Lustbarkeit und Freuden,
Bey welchem, lieber Prinz! die Unterthanen leiden.
Sagt, ob ein gutes Herz den Tag zur Freude zählt,
Wenn sich ein armer Mann dabey zu Tode quält?
Der Menschheit edeln Werth, den sollt ihr nie verkennen;

Im Becher wahrer Lust sind keine Menschenthränen.
Genießt das Glück, mein Prinz! das euer Herz euch giebt,
Wenn jeder Unterthan euch bis zum Bettler liebt.
Laßt Ruh und Friede stets in euern Landen wohnen,
Und lernt die große Kunst, die Menschheit stets zu schonen.
Schont euern Unterthan; beschützt sein Haab und Gut:
Ist euch die Menschheit theur, so schont der Menschen Blut.
Weh dem, Prinz! der es wagt aus Habsucht zu verspritzen,
Und wenn es nicht geschieht, um Land und Leut zu schützen;
Um Vaterland, um euch giebt jeder gern im Staat
Sein Leben, Blut und Haab, denn jeder ist Soldat.
Ein jeder, glaubt mir, Prinz! wird gern für euch sein Leben,
Und alles, was er hat, fürs Wohl des Ganzen geben.
Wenn ihr Verträge, Prinz! mit fremden Fürsten macht,
So gründet sie aufs Wort, und nicht auf Zeit und Macht.
Bedenkt die Sach zuvor, und fest sey euer Wille:
Dem Bösen ist allein sein Ehrenwort zum Spiele.
Nur er allein verschmäht der Worte Heiligkeit;
Und strafbar ist der Mann, der sie aus Macht entweiht.

Wo

Wo kann man Billigkeit, wo Recht, wo Ordnung finden,
Wenn Fürsten selbst sich nicht an ihre Worte binden?
Die Heiligkeit des Worts gewährt der Völker Recht,
Und der, der es entweiht, der handelt immer schlecht.
Hält man das Heiligste für blosse Tändeleyen,
So ist es eine Folg der größern Tyranneyen:
Wo, wenn die Zeit es will, der Mann schwört und verspricht,
Und eine Stund hinnach die heil'gen Eide bricht.
So handeln Männer nicht. Durchleset die Geschichten;
Ein Bube brach sein Wort; der Mann hielt seine Pflichten.
Hat man euch, edler Prinz! in etwas eingeführt,
Das Menschen schädlich ist, so sagt: ich hab geirrt.
Ihr bleibt, ein Mensch, mein Prinz! das Irren ist nicht Schande;
Des Irrthums Opfer seyn doch niemals eure Lande.
Sagt, wo ist wohl der Mensch, der nicht betrogen wird?
Sieht man den Fehler ein, hat man nur halb geirrt.
Doch, Prinz! war je ein Mann, auf den ihr konntet bauen,
Und hintergieng er euch mit Bosheit im Vertrauen,
So straft ihn, und laßt ihn der Lüge Opfer seyn;
Das größte Laster heißt: Vertrauen zu entweihn.

Ich

Ich bin euch Bürge, Prinz! selbst würdet ihr es sehen;
Man wagt es nicht so leicht euch mehr zu hintergehen.
Oft wird es nur gewagt; und wenn ihr Schwäche zeigt,
Der Sache Unrecht fühlt, halb ahndet und halb schweigt,
Denn wagt der Frevler es in euerm heil'gen Namen
Auf eure Nachsicht kühn die Unschuld zu verdammen;
Und wenn dann das Geschrey zu euern Ohren dringt,
Und sich der Unschuld Ruf bis zu dem Throne schwingt,
Denn schweigt der böse Wurm, und lächelt in der Stille,
Und sagt, wenn ihr ihn fragt: Prinz! es war euer
Wille.
Mein Wille? sprechet dann mit drohendem Gesicht,
Mein Wille, Ungeheu'r! mein Wille war es nicht.
Ich traute nur auf dich; und hab ich mich betrogen,
So fehlte nie mein Herz, und ward ich nur belogen.
Und du, der mich betrog, und meinen Hof entehrt',
Du bist ein Bösewicht, und meiner Strafe werth.
Die Last der Krone, Prinz! die soll euch nicht verwir-
ren;
Es ist nicht allzeit hart, die Menschen zu regieren,
Wenn man das Gute will. Verliert nie euern Muth;
Prinz! seyd der Tugend Freund, und schon regiert ihr
gut.
Besetzet jederzeit im Land die ersten Stellen
Mit Tugendhaften, Prinz! dann wird es euch nie feh-
len.

Hört jede Klage an; hält keine je für klein;
Die kleinste kann auch werth der Untersuchung seyn.
So bald man dieses weis, so wird sich jeder scheuen
Gesetze und das Recht der Menschheit zu entweihen.
Die Fürsten hintergehn war stets der Bösen List;
Durch Schwäche wurden sie nur ihrer That verg'wißt.
Wie oft hat ein Befehl die Tugend aufgerieben,
Den oft der beste Fürst unwissend unterschrieben!
Das Laster heuchelt stets, wenn es das Böse stift,
Und schützt sich vor dem Recht mit Fürstenunterschrift.
Wars euer Wille nicht, so sprecht: bey bösen Sachen
Stund nie mein Name noch: (dieß wird euch Ehre machen)
Und wenn ich Böses auch betrogen unterschrieb,
So rechnet mirs nicht an, da ich ein Mensch noch blieb.
Doch der, der es gewagt, die Sachen zu erschleichen,
Der soll von meinem Hof, aus meinen Ländern weichen.
Nur der Regent ist groß, der stets im Gleichgewicht
Die Leidenschaften hält, und kennet Recht und Pflicht.
Der nie den Lastern giebt in seiner Schwachheit Blöße,
Der Eitelkeit verlacht, und Tugend ehrt als Größe.
Der stets die Wahrheit liebt; der nie der Feigheit Knecht,
Und Bettlern in dem Staat spricht wie dem Reichen Recht.
Der keinen Beyfall sucht, als den von großen Seelen,
Nicht von den Höflingen, die immer sich verstellen;

Die

Die denken, wie man denkt; die ohne eignem Sinn,
Ein Diener bald regiert; bald eine Buhlerinn.
Die immer tief gebeugt, nie edel widersprechen,
Und loben, was man lobt — auch Laster und Verbrechen.
Die Nacht der Schmeicheley, die Fürsten stets umgiebt,
Erlaubt dem besten kaum zu wissen, wer ihn liebt.
Und kann die Gleichheit nur den Bau der Freundschaft gründen,
Wie wird er einen Freund statt einem Heuchler finden?
Glaubt mir, mein guter Prinz! den Freund macht nicht der Eid,
Nur Knechten giebt er Treu, und selten Zärtlichkeit.
Der, den das Herz allein an eure Tugend kettet,
Der ist es, der euch liebt, der euch von Lastern rettet.
Nicht der, der schmeichlerisch euch saget, was ihr liebt,
Und der nach jedem Wunsch, nur was ihr wollt, euch giebt.
Der kriechend wie ein Wurm mit tief gebeugter Stirne
Liebäugelt jeden Knecht, und lächelt jeder Dirne.
Glaubt, Prinz! nie leuchtet dem der Wahrheit reines Licht,
Dem alles sich verstellt, und niemand widerspricht.
Der majestätisch irrt, und was ihm nicht entfliehet,
Nur bey der Dämmerung des schwachen Scheines siehet.

Leicht

Leicht ist es, daß ein Fürst sich an dem Freund betrügt,
Weil alles an dem Hof verstellte Tugend lügt.
Lernt, Prinz! wie ich gesagt, die Wahrheit zu ertragen,
Und schämt euch nie den Mann von Tugend zu befragen,
Denn wer weis alles wohl? Denkt, daß man immer lernt,
Und daß ein eitler Stolz die Weisheit stets entfernt.
Der Mann, mein Prinz! ist groß, der nicht stolz auf sich bauet,
Der denkt, und überlegt, und prüfet, eh er trauet.
Der, wenn er alles hört, das Klügste immer wählt,
Der Mann, mein Prinz! ist groß, weil er nur selten fehlt.
Der in der Hütte wohnt — o dürft' ers allzeit wagen! —
Der hätte manchmal, Prinz! dem Fürsten viel zu sagen.
Besucht ihn oft als Freund; sprecht mit dem armen Mann,
Und höret, was er sagt, mit Ueberlegung an.
Der Wahrheit Tempel steht im Schatten holder Buchen;
Da ist ihr Wohnsitz, Prinz! selbst muß der Fürst sie suchen.
Nach Hofe kömmt sie nicht; dort an dem goldnen Thor,
Wenn sie auch dahin kömmt, läßt man sie selten vor.
Nur wohnt sie meistentheils in den verlaßnen Hütten,
Und fliehet vom Pallast, und den verdorbnen Sitten.
Folgt mir, mein Prinz! laßt euch zum Unterthan herab,
Denn ihr entehrt euch nicht: der Gottheit schönste Gab

Das ist ein gutes Herz; die Gottheit selbst ist Güte,
Und fleht der Wurm zu ihr, so hört sie seine Bitte.
Hört stets den Armen an, und seyd wie Eduard,
Und wie auf Valois Thron der vierte Heinrich ward.
Die suchten Glück und Ruhm auf königlichen Wegen,
In Menschenfreundlichkeit und ihrer Länder Seegen.
Prinz! seyd der Sonne gleich: im Reiche der Natur
Reitzt ihre milde Kraft, nicht ihre Höhe nur
Gleicht ihr an Gütigkeit; durch ihre holden Blicke
Wärmt sie den Cederbaum und giebt dem Veilchen
Glücke.
Sie scheinet so im Thal, wie sie auf Bergen glimmt,
Und ihre Wonne ist auch für den Wurm bestimmt.
Der Fürsten höchstes Glück auf dieser weiten Erden,
Ist lieben, wie man soll, um so geliebt zu werden.
Nennt nie die Würgesucht des Krieges Heldenmuth;
Nie Unterdrückung Ernst; nie Macht der Großen Gut.
Selbst in dem Ueberfluß lernt mäßig zu entbehren,
Und fühlt die wahre Lust vergoßner Freudenzähren.
Verherrlichet das Feld, und heiliget den Hain.
Mit einem Wort, mein Prinz! lernt ein Regent zu seyn.
Nie sollen Stolz und Neid der Güte Licht verbauen;
Vergönnt der Tugend Ruh, der Weisheit das Vertrauen.
Glück, wo der Landmann lebt, entfernet vom Betrug,

Ver-

Vergnügt beym schwarzen Brod und bey dem irdnen
Krug.
Im Schatten eines Baums verdanken tausend Herzen
Dem Fürsten Wohl und Glück in unschuldvollen Scher-
zen.
Wie trostreich ist es, Fürst, sich ganz der Menschheit
weihn,
Der Schöpfer ihres Glücks und ihres Heils zu seyn.
Die Ruhe des Gemüths, das größte Glück des Lebens,
Sucht auch der größte Fürst auf seinem Thron vergebens.
Im Herzen nur allein; verblendt durch keinen Wahn;
Dort trift der gute Mensch die Engelswonne an.
Dort, wo nur Thorheit ist, verheeren wilde Lüste
Die Früchte unsres Glücks, und machen alles wüste.
Prinz! wo die Tugend wohnt, grünt auch der dürre Sand,
Und Rosen duften da, wo man einst Dörner fand.
Wenn auch kein Säulengang zu stolzen Zimmern leitet,
Wo Gold an Wänden strahlt; der Fuß auf Marmor
gleitet;
Kein üppig weiches Bett mit Purpurdecken prangt,
So habt ihr alles dort, was euer Herz verlangt.
Im Schoose der Natur, Prinz! sind die wahren Freuden;
Der Weise kostet sie, und ist dabey bescheiden.
Denkt euch, mein lieber Prinz! die schönste, holde Flur,
Wo neue Schönheit lacht im Antlitz der Natur.

Seht euren Unterthan; für euch pflückt er die Rosen;
Die ganze Gegend scheint euch dankbar liebzukosen.
Sagt, wenn nun jeder Mensch beglücket um euch lacht,
Kann der unglücklich seyn, der andere glücklich macht?
Der Fürsten wahres Glück hat nie ein Thron entschieden;
Prinz! nur das Gute thun macht überall zufrieden.
Wenn man euch Vater nennt, fühlt dann dereinst die Lust,
Die Quelle wahres Glücks; sie quillt in eurer Brust.
Vergleicht die Wonne, die ein guter Fürst genießet,
Mit jenem, welcher sich im Kabinet verschließet.
Der seinen Unterthan in Sklavenketten schaut,
Der keinen Menschen liebt, und keinem Menschen traut;
Selbst noch bey dem Genuß gehäufter Leckerbissen
Vermisset er die Ruh, und fühlet sein Gewissen.
Wenn Gram und Elend sich auf jeder Stirne mahlt,
Wenn kein vergnügter Blick aus einem Auge strahlt;
Wenn alles von ihm flieht, wenn Armuth, wenn die Schande,
Die stets der Armuth folgt, bis zu des Grabes Rande
Den Dürftigen verfolgt, und seinen Staub noch drückt,
Wenn alles elend ist; sagt ist ein Fürst beglückt?
Er zähle Tonnen Golds; besiege Ländereyen,
Und nehme in Besitz, was nur ein Herz mag freuen:
Sein Tisch erwarte ihn mit Silber überdeckt,

Mit allem angefüllt, was Leckerzungen schmeckt:
Das weite Vorgemach ertöne von dem Haufen
Der Unterthänigen, die sich an ihn verkaufen.
Vergebens künstelt er an seinem Angesicht;
Von seiner Stirne weicht der finstre Gram doch nicht,
Vergebens mögen ihn die Höfling' benedeyen,
Es dringt doch in sein Ohr der Unterthanen Schreyen.
Wenn er ein Fresser ist, genießt er wohl der Ruh?
Oft schmilzt ein ganzes Land im einzigen Ragout.
Wenn er ein Säufer ist, und um sich voll zu saufen,
Sich unterfängt um Wein die Menschheit zu verkaufen;
Wenn er als Wollüstling des armen Haab verzehrt,
Ihm seine Tochter raubt, und ihm sein Weib entehrt;
Wenn er ein Krieger ist, und nie der Ruh genießet,
Bis Menschenblut für ihn als wie das Wasser fließet;
Erwäget, theurer Prinz! und sagt mir, glaubt ihr wohl,
Daß je ein solcher Fürst das Glück genießen soll?
Hingegen seht das Bild des Fürsten, dessen Wille
Fürs Glück der Menschheit wacht, seht eine heitre Stille
Deckt seine weise Stirn, die nie ein Vorwurf trübt,
Weil alles ihm es sagt, daß er den Menschen liebt.
Er wandelt in der Flur, und brauchet keine Wache;
Sein Schutzwehr ist sein Herz, und unter jedem Dache
Wohnt ja ein Unterthan mit Liebe und mit Muth,
Und opfert froh für ihn den letzten Tropfen Blut.

In

In Rosen schläft er ein; mit anmuthsvollen Bildern
Wird ihm sein eignes Herz das Glück der Völker schildern.
So ists, mein guter Prinz! der, den die Tugend rührt,
Der nur beglücken will; der väterlich regiert,
Und der sein gutes Herz mit seinen Bürgern theilet,
Den Armen unterstützt, und ihn zu retten eilet;
Das Recht zur Wohlfahrt macht; Gesetze giebt und hält;
Nur der verdient, mein Prinz! die Krone einer Welt.
Sollt weit umher der Ruhm die stolzen Sieger ehren,
So glaubt noch nicht, mein Prinz! daß sie schon glücklich wären.
Wenn nicht ihr Land sie liebt, denkt, kein Vergnügen rührt;
Sogar die Liebe nicht, wenn sie der Zwang gebiehrt.
Frey muß des Bürgers Herz sich an den Fürsten schließen;
Nur diese Kette wird durch keine Zeit zerrissen.
Der Unterthanen Lieb, die sey ihr Wunsch allein,
Denn ohne der, mein Prinz! was würden Fürsten seyn?
Denkt, Prinz! ich bitte euch, auf das, was ich euch sage;
Erinnert euch daran an manchem trüben Tage:
Denn auch der Thron ist nicht von Trübsal immer frey,
Und auch im Purpur steckt Gram und Melancholey.
Fühlt ihr in eurer Brust wohl jedes Unglücks Wunde,
Wenn alles von euch flieht, in jener schweren Stunde,
Wo man der Fürsten Glanz und Größe ganz vergißt,
Da Krankheit es beweißt, daß er ein Mensch nur ist;
Denn wenn das Auge sieht die Eitelkeit der Größe,
Und selbst den Purpur bleicht die nahe Todtenblässe,
Dann Prinz erinnert euch noch gütig an mein Wort,
Sterbt ruhig, und der Gott der Güte lohnt euch dort.

Schmäht nicht auf das Glück!

Schmäht, Menschen! ja nicht auf das Glück,
und nennt es Unstern, wenn ihr blind
am Band der Torheit wie ein Kind
euch gängeln laßt, und ins Verderben rennt.
Verblendete! die ihr das Uebel wählt,
weil ihr das Gute meist verkennt,
werft unparteyisch einen Blick
der Wahrheit auf euch selbst zurück,
beschämt seht ihr das Mißgeschick
Nur in euch selbst; denn ihr nur fehlt.

Wie thöricht sind der Menschen Klagen,
womit sie stets das Glücke schmäh'n! —
O Menschen! man darf euch nur handeln seh'n,
so sieht man auch, an wem die Schuld des Elends liegt,
ihr seyd es selbst, die sich und andre plagen:
der Mensch, der Mensch und Thier bekriegt,
ist auch sein eigner Feind.
Es darf kein Unglück seyn in der Natur,
das eure Ruhe stört,
ihr seyd es selbst, von Bosheitssinn bethört,
die ihr euch Glück und Ruhe raubt,
euch haßt, verfolgt, und immer nur
in eurer Brüder Thränen
die Quelle eures Wohls zu finden glaubt.

O lernt euch selbst, lernt euer Herz erst kennen,
hier findet ihr des Bösen Keim,
die Quelle eurer Leiden.
Die ganze Schöpfung beut euch Freuden
und Seligkeit in Fülle dar;
wohlthätig hält sie stets das Böse euch geheim,
und öffnet euch den Reichthum himmlischer Genüsse.
Doch euer Aug, von Vorurtheilen trübe
nimmt es nicht wahr.
Laßt allgemeine Menschenliebe
erst eure Handlungen beseelen,
klärt euer Auge auf, damit ihr helle seht,
dann wirds euch nicht an wahrem Glücke fehlen,
nach dem ihr itzt vergebens fleht.
Sucht nicht in der Natur den Feind,
der euch zuwider ist;
Die ganze Schöpfung ist euch Freund,
und liebt euch zärtlich, wie ihr Kind
die Mutter liebt; seyd nur vergwißt,
daß, wenn die Menschen elend sind,
die Schuld kein Wesen tragt,
das euren Feind ihr nennt.
Wenn ihr unglücklich seyd, so klagt
euch selber an, und wenn ihr ins Verderben rennt,
sagt nicht, daß eine fremde Hand
euch hingeleitet auf den Rand
des Abgrunds; daß ein böses Wesen
euch stürzte; nein! ihr seyd es selbst gewesen.

Und ihr, o Jünglinge! die ihr
in eurer ersten Kraft, voll Geist und Ruhmbegier
den Gipfel zu erreichen strebt,
gen den sich schon der kühne Blick erhebet;
die ihr, von wilder Jugendhitz' entbrannt,
euch in des Lebens Wiegejahren,
mit Welt und Menschen und Gefahren,
die euch da droh'n, noch unbekannt,
zum Guten bald, und bald zum Bösen
mit gleichem Schwärmerflug hinreissen laßt:
Traut euren Sinnen nicht, sie sind gar oft Betrüger.
Wenn euch das Glück zu seinen Lieblingen erkor,
nehmt eure Zeit in Acht,
und nützet jede der Sekunden.
Ein Augenblick ists oft, der unser Glücke macht,
und schnell ist der verschwunden,
mit ihm das Glück, und ach die Folgen sind
oft die Bestimmung unsers ganzen Lebens.
Es steht nicht mehr in unserer Macht sie zu verhüten,
und Thränen ändern nicht und Bitten
des Schicksals Schluß.
Führt euch bescheiden auf bey euers Glückes Gunst,
es ist ein Weib, nnd zieht sich eben so geschwind
zurück, als es euch nahe war,
gern beut es seine Hand euch dar,
doch kaum erzörnt ihr es, so glüht
die Rosenwange schon, denn auch Göttinnen sind,
von Leidenschaft nicht frey,

und

und tragen menschliches Gemüth.
Drum lernet bald die schwere Kunst,
der Göttinn Liebe zu erhalten,
die Kunst, worüber schon die Alten
den Kopf sich brachen, und wenige versteh'n.
Vergesset nie, es deutlich einzuseh'n,
wie nöthig euch des Freundes Führung sey,
der euch auf rechten Wegen leitet,
euch mahnet, wenn er stehen bleibt,
der euch die Bahn vorher bereitet,
zurück vom Bösen hält, und stets zum Guten treibt.
Nie außer dem wirds euch gelingen,
euch eines wahren Glücks zu freu'n,
vergebens werdet ihr euch aufwärts schwingen,
und stets im faulen Sumpfe seyn.
Hält euren Geist bedächtig auf,
wenn er mit raschem Sonnenlauf
euch fort ins Reich der lüftigen Schimären
will führen; blumigt ist der Weg: allein
von da zur Wirklichkeit zu kehren,
und aus dem Land der Träumerey'n,
so gar nichts mitzubringen
als Wünsche, Phantasien
und Ideale von Genien,
das thut zu weh, und lohnt der Mühe nicht,
daß man des Geistes Schwingen
dazu ermüden soll; auch oft gebricht
es uns an Kraft die Zügel anzuhalten,
und läßt man ihn, wie Phaeten,

die raschen Sonnenpferde walten,
dann ists geschehen; Herz und Verstand
die eilen mit davon,
und schwärmen stets im Feenland.
Verachtet nicht ein mäßig Glück;
mit Wenigem Zufriedenheit,
stets einen fröhlich heitern Blick,
der unsrer Seele Ruh verkündigt,
dieß ist des Weisen Seligkeit.
Man ist oft im Besitze grosser Güter
und hohen Stands nicht glücklicher,
als auf dem Feld der ärmste Hüter,
der sich bey Käs und Brod nichts mehr,
als einen heitern Himmel, wünscht.

Die wahre Größe.

Ein Mensch, der alles auf sich hält,
verrathet seine Blöße:
Denn nicht im Adel, Stand und Geld
besteht des Menschen Größe.

Diplomen machen uns nicht groß,
und adeln unser Leben:
Der giebt sich als ein Dummkopf bloß,
der glaubt, daß sie erheben.

Die wahre Größe ist ein Gut;
man muß sie selbst erwerben:
Man kann sie nicht durch Stand und Blut
ab intestato erben.

Und war der Vater auch ein Held,
wie keiner, je gewesen;
so erbt der Sohn vielleicht sein Geld,
Doch nicht sein edels Wesen.

Wie mancher sank nicht im Gefecht,
weiht sich dem Vaterlande;
und seine Kinder, sein Geschlecht,
sind seines Ruhmes Schande.

Seyd Menschen, seyd der Tugend gut;
veredelt eure Thaten,
Gebt für den Fürsten Leib und Blut,
seyd Männer, seyd Soldaten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Die Gefühle im Tempel der Natur

München 1804

P.o.germ. 292
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107595-4